

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Ornamente	171
Masken. Von Heinrich Spiro	185
Blutzel. Von Robert Walser	188
Max Dauthendrey. Von Waldemar Bonsels	192
Die Glocken der Heimath. Von Adam Müller-Guttenbrunn	195
Selbstkanzeln. Von Emil Rasmussen und Julius Fab.	198
Albricht & Co. Von Kadon	201

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Auslano M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**

Peters Union- Pneumatik

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Dietische Anstalt mit neuestem **Kurmittel-Haus** für alle physikalischen Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

herrliche
Cage.

100 Betten, Zentralheiz., elektr. Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

Herrliches
Klima.

Sekt Graeger Gold

Hotel Esplanade Berlin Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Künstler-Klausen Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. Pilsner Urquell.

Restaurant Central-Hôtel.
Täglich Konzert
Leopold Leiserowitsch



Treffpunkt der
Weinkenner!



Berlin, den 4. Februar 1911.

Ornamente.

Liberti.

Zwar speisen (sprach zu dem reichen Freigelassenen Diodorus der Epigrammatiker Martial) an Deinem Tisch Senatoren und Ritter, wenn Du die Wiederkehr Deines Geburtstages feierst; doch von Allen hat nicht Einer im Herzensgrund Achtung vor Deinem Wesen. Was der Spötter aussprach, kam aus dem Klammempfinden der vornehmen Römergesellschaft. Durch die Manumissio wurde der Sklave frei; wenn der Eigenthümer ihn losgesprochen, die Festuca ihn berührt, der zuständige Beamte ihn in die Steuerliste eingetragen hatte, war er libertus; fast ein freier Römer mit allerlei Bürgerrechten. Aber: freigelassen, nicht als Freier geboren. Die der Gesellschaft Angehörigen rümpften die Nase: „Sklavenbrut!“ Maecenas, der Mann ohne Vorurtheil, meinte, Jeden, der frei geboren sei, müsse der Adel gelten lassen; dürfe ihn nicht, wie man gegen den edlen Horatius versuchte, als den Sohn eines Freigelassenen ächten noch ins Dunkel weisen. Die Kaiser haben, die schlimmsten mit dem kräftigsten Eifer, dafür gesorgt, daß der maecenische Rath Gehör fand. Unter Augustus durften die Freigelassenen noch nicht an der Hostafel mitessen; waren aber schon als Hofbeamte und Geschäftsführer (besonders oft in finanziellen Betrieben) angestellt und Rufinus, der Sohn eines Freigelassenen, wurde von dem Caesar, dem er als Lustknabe gedient hatte, einer Legion vorgeföhrt. Der Adel sollte merken, daß die Tage seines

Herrschaftrechtes vergangen seien und das Belieben des Imperators den gestern Niedrigsten heute über den bisher Höchsten hinausheben könne. Alle Unterthanen sind gleich und allen, wie alt auch, wie reich an Verdienst ihr Geschlecht sein möge, weist nur ein Wille den Rang an: diesen Grundsatz sollten sich die Stolzen einprägen, deren Uebermuth gewähnt hatte, ihr Recht auf die wichtigsten und einträglichsten Staatsämter sei mit ihnen geboren worden. Die Lebensregel des Absolutismus half den Freigelassenen rasch auf die Höhe. Bald waren sie Münzmeister und Steuererheber, Hofvorkoster und Gladiatorenspielleiter, Vergnügungintendanten und Schloßhauptleute, Hafenpräfekten und Schatullenverwalter, Kleinodienbewahrer und Direktoren der kaiserlichen Purpurfabriken; oft sogar Oberstkämmerer (*praepositi sacri cubi- culi*), bis die Orientalisirung des Hofes dieses Amt den Eunuchen gab. So hoch Gestiegenen konnte die „Gesellschaft“ den Ehrensalm nicht mehr weigern; trotzdem sie obendrein meist Ausländer waren, Griechen, Egypter, Syrer, und auf irgendeinem Sklavenmarkt, mit geweihten Füßen, vor den Kauflustigen auf dem Gerüst gestanden hatten. Der Römer verachtete den Orientalen, bestritt ihm aber nicht die Gabe scharfen Verstandes, die ihn zur Leitung schwieriger Geschäfte tauglich mache, und ließ sich gern von einem so schlauen Helfer bereichern. (Herodes, der Judenkönig, der dem Augustus tausend Talente schenkte, war nicht der einzige Oriental, von dem ein Caesar Geld nahm.) Oft wurde diesen Eingewanderten die Beilegung römischer Rufnamen gestattet. Unter Klaudius gehörten die Freigelassenen Narcissus, Pallas, Kallistus, Posides und Felix, unter Nero die *Liberti* Polyklet und Helius zu den am Hof und im Reich mächtigsten Männern. Die meisten Kaiser, sagt der jüngere Plinius, „waren Herren der Bürger und Sklaven der Freigelassenen; der Rath und der Wink dieser Leute lenkte das Handeln des Fürsten; sie waren sein Ohr und seine Zunge; und wer sich in ihre Gunst einzuschmeicheln vermochte, konnte Prätor, Priester, Konsul werden.“ Reichthum zu erwerben, ward den Gehätschelten und Umdienerten nicht schwer. Narcissus soll fast neunzig, Pallas fünfundsechzig Millionen Mark gehäuft haben. Schon die Möglichkeit, Bittstellern das Haus des Kaisers zu öffnen und Alles zu verhöfem, was sie von seinem Reden und Denken, seiner Ansicht und Absicht wußten oder abfaßfähig fan-

den, brachte viel Geld ein. (Daß die Sitte, am Kaiserpalast „eillen Dunst“ zu verkaufen, zum Gewerbe geworden war, erzählt Martial; und von Alexander Severus wissen wir, daß er einen Dunstverkäufer kreuzigen, einen anderen in Rauch ersticken und durch einen Herold verkünden ließ: „Wer Dunst verkauft, soll in Dunst umkommen.“) Der Adel, die Sippe der alten Geschlechter, sah sich überstrahlt; konnte an Glanz der Lebensführung die Parvenus nicht erreichen. Die Freigelassenen hatten in Rom die prächtigsten Paläste, draußen die geräumigsten Villen und größten Gärten. Marmorbastionsäulen und Elfenbeinstatuen, Geräth aus Silber, Bernstein, Schildpatt, Glashäuser, in denen Purpurtrauben reiften: was aus Occident und Orient herbeizuschaffen war, schmückte das Leben, die Wohnstätten, die Tafel der Emporkömmlinge. Ihre Bäder waren berühmt; zwischen Wänden aus den seltensten Marmorarten floß aus silbernen Röhren das Wasser in silberne Becken und wurde da mit bajanischem Sprudel erhitzt, mit kostbaren Esenzen durchduftet. Auf ihren Tisch kamen Austern aus dem Luftrinersee, afrikanische Perlhühner, illyrische Schnecken, spanische Hasen, fein gewürzte Fischsaucen, Pfauen, Fasanen, Flamingos und anderes theure Geflügel und Wildpret. Nach der Mahlzeit wurden unter die Gäste Geschenke vertheilt oder verlost: Gewänder, Scharlachmäntel, Geschirr, Kristallschalen, Möbel, Waffen, Statuen, seltene Vögel, Zwerge, Sängerinnen, Röche, Kuchenbäcker, Narren und hübsche Sklavinnen. Für den Schmuck des Saales und der Tafel, für Guirlanden, Kränze, lose Blumen, Parfums und Beleuchtung wurden ungeheure Summen ausgegeben (fast neunhunderttausend Mark nur für den Rosenputz eines Festsaales von einem unter Nero Freigelassenen). Fische und Delikatessen, die dem Caesar zu theuer waren, wurden von den vorgestern in Wohlstandsbehagen Angelangten ohne Feilschen gekauft. Rom sollte von ihnen reden; ein Ritter schmäzend dem anderen erzählen, was ihm im Haus des Kallistus oder Pallas aufgetischt worden sei. Denn die Verschwender, sagt Seneca, „sind erst zufrieden, wenn ihr Leben von früh bis spät beschwaht wird; sie wollen um jeden Preis auffallen und ärgern sich jedesmal, wenn die Gesellschaft nicht erfährt, daß und wofür sie einen Theil ihres Geldes verprägt haben“. Auch ihre Wohlthätigkeit mußte ein lautes Echo wecken. Sie knauferten nicht; bauten Tempel und

Thermen, ließen Mehl und Del vertheilen, arme Kinder erziehen, gründeten Schulen und Greisenasyle, schufen Begräbnißplätze für Mittellose, bezahlten Denkmale, Gladiatorenspiele, Thierhegen und bewirtheten an Familienfesttagen ganze Stadtviertel mit Lectereien. Von Allem aber, Bauten, Stiftungen, Vermächnissen und Volksfesten, sollte man reden; recht laut und recht lange. Vielleicht lernten die alten Geschlechter die neuen dann endlich achten.

Im Verkehr konnten sie ihnen den Zoll äußerer Ehre nicht weigern. Reichen Leuten, die dem Kaiser nah waren, um die Quellen der Macht saßen und in deren Haus man gut speiste und trank, werthvolle Geschenke empfing und die Träger der höchsten Würden traf. Die in den Ritterstand erhoben oder wenigstens durch die Verleihung des den equites gebührenden Goldreifes ausgezeichnet wurden und manchmal sogar aus dem Entschluß allerhöchster Gnade das Ritterpferd erhielten. Die will ein Kluger sich nicht zu Feinden machen. Vor ihnen beugte sich selbst der Senat. Als Pallas sich einen Stammbaum erfunden hatte, der seine Abkunft von einem Arkaderkönig bezeugen sollte, stellte im Senat ein Sohn der Scipionen den Antrag, dem Königsproffen, der sich, im Interesse des Reiches, seinem uralten Adel entkleidet und einen Hofdienst übernommen habe, den Dank des Staates zu votiren. Diese Prosklynesis genügte noch nicht. Auf den Vorschlag eines Konsuls wurden dem Stammbaumschwindler die prätorischen Insignien und fünfzehn Millionen Sesterzen angeboten. Als er (der Besitzer von fünfundsechzig Millionen Mart) die Geldspende abgelehnt hatte, pries ein Dekret, daß der Senat in eine Bronzetafel graben und neben einer Statue des Julius Caesar öffentlich ausstellen ließ, die Uneigennützigkeit des edlen Pallas. Solche Fälle blieben nicht vereinzelt; und erklären, daß der Hochmuth der reichen Liberti ins Maßlose stieg. Achtung? Die war nicht zu erpressen. Immerhin sollte der Adelsklingel merken, daß seine Ansehensforderung zu überbieten sei. Wer hatte ihn denn gehindert, Talent zu haben und durch seine Intelligenzleistung das Trachten der von Osten her Vordrängenden unwirksam zu machen? Die waren nun am Ziel; und wollten das Erworbene nicht furchtsam ins Dunkel bergen. Von unversöhnlichen Hassern wenigstens gefürchtet werden. Ungestraft sollte Keiner sie höhnen, zu ducken versuchen. Als auf der Bühne ein Satz gesprochen worden war, der den einst ge-

prügelten Sklaven als einen im Glüd der Freiheit unerträglichen Gesellen bespottete, rief der Freigelassene Polybius (unter Claudius Chef des Civilkabinetts), um die höhnnenden Blicke von sich abzuwenden, mit trozig schallender Stimme: „Der selbe Dichter hat ja auch gesagt, aus Ziegenhirten seien Könige geworden!“ Und als Pallas (der Bruder des Statthalters Felix, der den Juden Paulus richten sollte), drei Jahre nach der feierlichen Ehrung durch den Senat, des Hochverrathes angeschuldigt wurde und durch das Zeugniß seiner Diener überführt werden sollte, sagte er vor Gericht, nie habe er sich herabgelassen, zu seinen Dienern zu reden, sondern, wenn ein Wink nicht genügte, den Befehl schriftlich gegeben. So üppig war der Stolz dieser Leute gediehen, vor deren Gnadenpforte schon im Morgengrau Ritter und Senatoren sich drängten. Knirschend vielleicht; doch mit demüthigem Blick.

Knirschend; denn noch galt der Libertus nichts, galt nicht einmal dessen Sohn als dem aus freiem Stamm Gezeugten ebenbürtig. Mancher hatte die Schranke, die ihm die hohen Staatsämter sperrte, mit flinkem Fuß überklettert und zu dem Reichthum Beamtenmacht erlangt. Noch aber konnte Einer, der selbst Sklave gewesen war, sich nicht durch das Thor schmuggeln, das des Ersten Standes schmales Gebiet abschloß. Die Söhne Freigelassener haben den Senatorenrang früh erreicht. Der durch Güterschlächterei und Staatsagenturgeschäfte reich gewordene Sohn eines Flickschusters wurde, als Ehemann einer Bäckerstochter, der Vater des Ritters Vitellius, dessen Sohn Consul und Censor, dessen Enkel gar Kaiser ward. Schon unter den ersten Caesaren war vielen senatorischen Familien solche Abkunft nachzuweisen. Doch erst unter Commodus saßen im Senat Männer, die Rom noch als Sklaven gekannt hatte. Wurden sie dann den Ranggenossen gleich geachtet? Nein, spricht Epiftet; „der ewig Unzufriedene, der als Sklave die Freiheit, als Freier Auszeichnung erschnt hat, ist auch am Ziel seiner Wünsche, als Senator, nur in glänzender Knechtschaft.“ Um so heftiger ist sein Drang, mit den sichtbaren Zeichen der Würde sich vor neidischen Blicken zu brüsten. Wir dürfen die Tunika mit dem breiten Purpurstreifen zieren; zur Männertoga den mit schwarzen Riemen bis auf die halbe Höhe des Schienbeines gebundenen Senatorenschuh tragen; beim Schauspiel auf dem besten Plaze sitzen; als Spielveranstalter uns ganz in Purpur hüllen; in Karossen

mit Silberbeschlag durch die Stadt fahren; unseren Frauen ge-
 bührt der Rang der *feminae clarissimae*; unser Atrium kann die
 Menge der morgens in der Wolltoga schwitzenden Klienten kaum
 fassen. Haben wirs nicht weit gebracht? Die Ueberranten klagen;
 jammern, daß Rom eine halb griechische, halb orientalische Stadt
 geworden und der ganze syrische Orontes in den Tiber eingeströmt
 sei. Achttausend in Rom ansässige Juden geleiten den Botschafter
 des Herodes ins Kaiserschloß. Viertausend Freigelassene werden
 von Tacitus als jüdischen und egyptischen Ursprunges genannt.
 Und diese über Nacht zu Wohlstand gelangten *liberti* ärgern mit
 ihrem Luxus das Auge der alten Römer, deren Zahl mit jedem
 Mond schrumpft. Ein Freigelassener, den die durchstochenen Ohr-
 läppchen als Orientalen erweisen, heischt den Vortritt vor Prä-
 toren und Tribunen: weil seine fünf Läden ihm ein Jahreseinkom-
 men von vierhunderttausend Sesterzen (achtzigtausend Mark; nach
 dem Geldwerth des ersten christlichen Jahrhunderts eine Riesen-
 summe) bringen. Neben ihm steht Einer, dessen krummer Rücken
 einst Reisigbündel von Haus zu Haus schleppte und der jetzt ein
 Vermögen von achthunderttausend Sesterzen hat. Der Trimalchio
 des Petronius beschleunigte seinen Aufstieg dadurch, daß er, als
 junger Sklave, den Segualdrang seines Herrn und seiner Herrin
 befriedigte, und fordert mit prozigem Lächeln nun, daß man auf
 sein Grabmal schreibe, er habe klein angefangen, nie einen Philo-
 sophen gehört und dreißig Millionen Sesterzen erworben. Seht
 ihn an; den dicken Goldreif mit Eisensternchen an seinem Finger,
 die Scharlachschuhe, den Purpurmantel aus Tyros. Seht den Zoi-
 lus in seiner Brunfsänfte; hört, daß er während eines Schwelger-
 mahles elfmal das Gewand wechselte; sich krank stellte, um den
 Gästen seine in Egypten gekauften Polster, seine Purpurkissen und
 Scharlachdecken zu zeigen; daß die Klienten, wenn er bei Tisch
 eingeschlafen ist, in stummer Andacht eine Stunde lang seinen
 Schnarchtönen lauschen müssen. So leben Männer, deren Bein-
 gelenk einst ein Fesselring einschnürte und deren Leib (manchmal,
 unter hübschen Pflästerchen, auch das Antlitz) noch die Striemen-
 spur der Peitsche trägt. So prassen sie. Auf ihren Tafeln die Aus-
 beute ganzer Silberbergwerke. In ihren Badstuben Wasserfälle,
 Säulen und Marmorbilder. Im Frauengemach Spiegel, deren
 Werth die Mitgift einer Tochter aus altem Rittergeschlecht über-

steigt. Gestern getreten und mit dem Stoß zur Arbeit getrieben; heute *viri clarissimi*. Und keine Möglichkeit, sie wieder in den Pferch zurückzuseuchen, aus dem sie kamen? Keine, lautet die Antwort; weil wir die für den Kampf um's Dasein Tauglichsten sind, haben wir gesiegt; nur durch eigene Kraft, nicht, wie Ihr winselt, durch des Kaisers Gunst. Ihr dürft uns hassen. Müßt uns aber dulden.

Viri clarissimi.

Daß man auf preußischem Boden durch Geldaufwand Senator werden könne, hätte noch vor zehn Jahren Keiner geglaubt. Trotzdem die Sitte, Wohlthätigkeit mit staatlichem oder höfischem Ehrenbehang zu vergelten, sich schon damals eingebürgert hatte. Wer behauptet, daß Preußen sich nicht schnell genug modernisire? Vor sechzig Jahren bestimmte, im Februar 1851, eine Kabinetts-ordre Friedrich Wilhelms des Vierten, daß eine die Kreuzesform zeigende Dekoration nur Christen zu gewähren, Männern anderen Glaubens statt des Kreuzes ein Stern zu geben und im Bereich des Rothen Adlers fortan die Ordensform dem Glaubensbekenntniß des Empfängers anzupassen sei. Ein türkischer Westir, ein jüdischer Kaufmann durfte Brandenburgs rothen Adler auf einem Stern, niemals aber auf einem Kreuz zur Schau stellen; und manche Junkerstirn runzelte sich, als dem ersten Geheimen Kommerzienrath der berliner Judenheit erlaubt worden war, sein Knopfloch mit einem Adlerkreuz zu puhen. Jetzt ist der Besitz eines Ordens eine Geldfrage; Glaube und Abstammung belanglos geworden. Wer unbescholten ist und sich halbwegs „korrekt“ gehalten hat, kann ungefähr Alles haben, wenn er für einen Kirchenbau, ein Denkmal oder Waisenhaus, eine Forschungreise oder Aehnliches ein anständiges Sümmden hergiebt. Jeder „Interessent“ kennt die Vermittler (deren Schlepperdienst und Spediteurleistung auch wieder mit Orden bezahlt wird) und kann von ihnen erfahren, was für sein Geld zu haben wäre; durchs Telephon, wenn er Eile hat. Dagegen wäre zunächst noch nicht viel zu sagen. Der Kaiser und König möchte Armen helfen, prächtige Kirchen bauen, gemeinnützliche Anstalten schaffen und zapst, weil sein Vermögen nicht ausreicht, zu so löblichem Zweck die Eitelkeit wohlhabender Menschen an. Daß solcher Zweck die dazu angewandten Mittel heilige, lehrt alte, nicht erst von argen Jesuiten entschleierte Weis-

heit. Rechts Aufgaben, die nur von einem hohen Geldhaufen aus zu bewältigen sind; links Leute, die durch sichtbare Ehrenzeichen beweisen möchten, daß sie nicht mehr zum Troß gehören. Schnell war vom Bedürfnis zum Wunsch die Brücke zu schlagen; und welche Summen über diesen Weg gebracht wurden, zeigt allein schon die Geschichte des Kirchenbauvereins für Berlin, der im Lauf zweier Jahre von Privaten fast sechs Millionen Mark erhielt. Geht's nur ein Weilchen noch in dem jetzt gewählten Tempo weiter, dann wird es bald vierhunderttausend Besitzer preußischer Orden geben. Sichere Folge: Entwerthung und Preissturz; Zwang, da die Zweite Klasse zu verleihen, wo früher die Vierte genügte. Schlimmer ist, daß die Psychologie nicht mit im Rath saß und die Rückwirkung auf die Träger des preußischen Staatsgedankens unbedacht blieb. Offiziere und Beamte sehen, daß Orden und Titel, die nach langer, karg bezahlter Pflichtleistung ihr Leben krönen, als nicht hoch genug für junge Industrielle und Händler gelten; daß man die einem alten Hauptmann gebührende Ordenskategorie einem Bankdirektor nicht anzubieten wagt; daß Alles, was ihnen Leppigkeit und Glanz der Lebensführung ersetzen sollte, jetzt zu kaufen ist. Adler und Sterne, Wilhelmsorden und Luisenorden, Delbergkreuz und Hubertusorden, Medaillen und Schnallen, Eichenlaub, Krone, Brillanten: Das flimmert um den mit Rosen und Orchideen, Japanernelken und Rivieraflieber gepuzten Dinerstisch. Den Rothen Adler Dritter Klasse, auf den der Vater noch als Major stolz war, ließe der beamtete Sohn jetzt am Liebsten zu Haus im Kästchen. Sein Junge soll nicht in den Staatsdienst (wenn er sich nicht, wider Erwarten, als einen Schwachkopf erweist); Altersversorgung ist auch in Privatbetrieben zu sichern; viel bessere Einkommensmöglichkeit; und die Frackklappe hat er da auch eher voll als an der Amtskrippe. Ueber ein Kleines wird der Offizier- und Beamtenersatz so schwierig werden, daß man die Israeliten herbeibitten oder nach neuem Röder ausschauen muß; spätestens an dem Tag, der endlich auch den preußischen Adel einsehen lehrt, daß er, statt über die Entwicklung des Kapitalismus zu flennen, sich ihr anbequemen, statt Unvermeidlichem sich, mit erlahmender Kraft, entgegenzustemmen, ins Geschäftsleben eintreten und, ohne Staatshilfe, Geld erwerben muß. Dann erst kann auch er Wohlthätigkeit (modern style) treiben und braucht das Feld nicht länger den der neuen Schicht Entsprössenen zu überlassen. Die bestellen es jetzt. „Frü-

her klagte man in Berlin, daß die weiten wohlhabenden Kreise, namentlich der Industriellen, die Wohlthätigkeitsarbeiten lange nicht ausreichend unterstützten. Ich hatte dadurch, daß ich mit diesen Kreisen in persönliche Beziehungen getreten war, erreicht, daß sie vielfach auch an der Spitze der kirchlichen Arbeit standen und wesentlich zu den großen Erfolgen beitrugen.* Das schrieb Freiherr von Mirbach, der Oberhofmeister, im August 1904; und seitdem haben wirs herrlich weit gebracht. So weit, daß vom Ertrag der Eitelkeitmesse nun gar die hohe, die heilige Wissenschaft leben soll und man in Berlin, wie im Rom der Caesaren, durch Geldaufwand die senatorische Würde einhandeln kann. Bis an die Sterne (nicht nur der Generalordenskommission) weit. 1911.

Zwei Pläne waren auf einander geprallt. Ein Kluger hatte sich gesagt: „Der Kaiser braucht, um sein Wirkungsbedürfniß zu stillen, für Zwecke der Allgemeinheit Geld. Immer von den selben Leuten Tribut fordern: Das geht auf die Länge nicht. Die ansehnlichsten Sterne und Kreuze, Adler und Kronen haben sie; sind Geheimräthe, Mitglieder des Kaiserlichen Yacht- und des Kaiserlichen Automobil-Klubs, der Orient- und der Luftschiffahrt-Gesellschaft und, in Schnallenschuhen und Kniehosen, oft schon im Weißen Saal gewesen; schließlich kann man nicht Jedem, der für Artistisches oder Antarktisches ein Bündel brauner Lappen spendirt, einen Hohenzollernprinzen franko an die Festtafel liefern. Und viel billiger werden sie bald nicht mehr thun; nur für die Möglichkeit, die Höchsten gründlich zu kompromittiren, den höchsten Preis zahlen. Der Kreis der Beiträger muß beträchtlich erweitert werden. Noch mehr Orden und Titel? Das wäre Schleudertaktik, die uns die Waare entwerthet. Man könnte die Würde eines Wirklichen Geheimen Kommerzienrathes schaffen, der auf Titel und Rang einer Excellenz Anspruch hätte. Wenn der Kram nicht mehr als zweihunderttausend Mark kostet, sind bis morgen mindestens fünfzig Anwärter auf den Beinen. Nur: um die Sache nicht ins Lächerliche entgleisen zu lassen, mühte man mit den Ernennungen knausern. Excellenztitel müssen tröpfeln: sonst gelten sie als Ramschartikel. Auch mit der Judenangst ist zu rechnen; außer dem dessauer Cohn hatten wir noch keine jüdische Excellenz; und ob S. M. sich zu solcher Neuerung entschließt, ist, trotz dem huldvollen Verkehr mit Semis reichen Söhnen, nicht sicher. Wir brauchen Etwas, das die Demokratie nicht ärgert, also auch die Preßmannschaft nicht auf

die Schanze ruft und dennoch ein schönes Stück Geld bringt. Senatoren: Das ist's. Das giebt's beinahe nur noch in Republiken; bei uns nur im Dunstkreis der Akademie, um die kein Mensch sich kümmert. Das klingt nobel und zugleich doch bürgerlich. Preis? Wenn wir's nicht theuer machen, hat's keine rechte Attraktion. Dreißig Leute, die sich verpflichten, ihr Leben lang alljährlich hunderttausend Mark zu geben, findet man ohne Mühe; freilich muß garantirt werden, daß innerhalb einer Sperrfrist der Preis nicht herabgesetzt und, sobald die Dreißig eingelassen sind, die Kasse geschlossen wird. Dann hat der Kaiser für Zwecke der Wohlthätigkeit in jedem Jahr drei Millionen Mark; kann damit anfangen, was ihm beliebt; und das Getrommel der Becken- und Hauskollektanten hört auf. Είρηνα! Archimedes kann, als die Krone des Syrakuserkönigs ihn das Gesetz des spezifischen Gewichtes gelehrt hatte, nicht stolzer gewesen sein, mit seinem Intellektualfund nicht zufriedener als der kluge Erfinder des ersten Planes. Ein Anderer hatte die Reden gelesen, in denen Geheimrath Lamprecht Forschungsinstitute forderte und zu deren Gründung Privatmittel erbat: weil gezeigt werden müsse, „daß hier neue Wege nicht nur von den Pfadfindern, sondern auch von der wichtigen Zahl wahrhaft Zeitverständiger innerhalb der Nation als der Erschließung bedürftig erachtet wurden.“ Diesem Anderen, einem Hofgelehrten, lag das Zunftinteresse nah am Herzen; seines Strebens Ziel mag gewesen sein, für die Wissenschaft Geld mobil zu machen und die Gelegenheit zu stetem persönlichen Verkehr mit dem Kaiser zu schaffen. Dreißig Männer à hunderttausend Mark für das Jahr? Er schüttelt das Haupt. So viel brauchen wir ja auch nicht, wenn der Rahmen verengt wird. Das Vernünftigste ist, bei zwanzigtausend Mark anzufangen, ohne, nach der bewährten Kollektenlösung, der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen, und die Senatorenwürde den Zahlungswilligsten vorzubehalten. Der erste Plan blieb im Dunkel; der zweite erwarb oben und unten schnell Beifall. Als aus den Händlerstätten fast zwölf Millionen zusammengesleppt waren, wurde die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft gegründet.

Zur Förderung der Wissenschaft. Wer nur einfaches Mitglied geworden ist, darf eine Ehrenschnalle anstecken, die den Kopf des Kaisers in einem Vergißmeinnichtkranze zeigt (und den Träger wohl mahnen soll, auch in den nächsten Jahren die Förderung der Wissenschaft nicht zu vergessen). Wer in die Hunderttausende

gestiegen und drum Senator geworden ist, hat das Feiertagsrecht auf einen grünen Salar mit rothem Kragen. Solche Prämien sind heute schon nöthig, um Käufer herbeizulocken. Und vielleicht wars deshalb kein Zufall, daß der einzige Widerspruch aus dem Mund einer Dame kam, die sich weder in die senatorische Würde noch in den grünrothen Kittel wickeln, also nur die Vergißmeinnichtschnalle präsentiren könnte. Diese gescheite und thalustige Witwe, die jedem ihr unmittelbar ausgesprochenen kaiserlichen Spenderwunsch sonst ihren Geldschrank weit öffnet, soll plötzlich, zum ersten Mal, die Erlaubniß zu schriftlicher Antwort erbeten und dann vorgeschlagen haben, das für Forschungsinstitute nöthige Geld durch eine Dividendensteuer aufzubringen. Später ließ sie sich dann zwar zur Hingabe eines Sümmechens bereden; blieb stramm aber auf ihrem Standpunkt. Dessen Wahl muß der nüchtern Prüfende billigen. (Den Grundsatz, nicht das empfohlene Mittel; eine Dividendensteuer könnte, wie in extremis der behende Freiherr von Rheinbaben erkennen lernte, dem schon schwer belasteten Effektenverkehr gefährlich werden und in Brüssel, London, Paris die Depostentkassen mit Industriepapieren deutscher Besitzer füllen). Sind Forschungsinstitute nöthig, so hat der Staat sie zu gründen; hat er im Bereich des Wissenschaftministeriums kaum eine wichtigere Aufgabe als die, solche Anstalten einzurichten. Kann ers nicht, so mag ihn der Teufel holen. Dreizehnhundert Millionen im Jahr für Heer und Flotte, doch nicht das Bißchen, was die Wissenschaft, fern vom Unterrichtsbetrieb, für ihr inneres Gedeihen braucht: dagegen wäre der wildeste Fluch von der Zunge eines brandrothen Fechters für „Kulturaufgaben“ noch viel zu mild. Doch der Staat kanns; und kann mehr. Wenn in Preußen oder im Reich zur Gründung und Erhaltung von Forschungsinstituten im Ordinarium eine halbe Million gefordert und das Verlangen auf das Gutachten namhafter Gelehrten gestützt würde, dürfte keine große Partei (auch das Centrum nicht) die Ablehnung wagen. Und jede Haushaltsberathung brächte der Nation die Möglichkeit, zu erfahren, was in diesen Anstalten seit dem vorigen Jahr getrieben ward. Sollte solche Hebung des Vorhanges vermieden werden? Fürchtete ein zaghaftes Gemüth den Zorn des Herrn Wermuth oder die rauhe Bürger-tugend des Ecce-Lentje? Wars nöthig, auf dem Markt der Eitelkeit eine neue Bude zu eröffnen? Blickt hin: sie bringt ja nicht einmal Beträchtliches ein. Zwölf Millionen Mark Kapital; nicht

viel mehr als eine halbe Million Zinsen. Eine Lapperei; im Budget einer Großmacht nicht der Rede werth. Darum Trommeln und Lockpfeifen, Schnallen und Schauben? Kohlenlieferanten und Baumwollhändler in den Senatorenrang erhöht? Zur Förderung der Wissenschaft. Glaubt Seine Excellenz der Herr Wirkliche Geheime Rath Professor Dr. Harnack, Generaldirektor der Königlichen Bibliothek, Ritter hoher und höchster Orden, Adoptivvater des Senatsplanes und Präsident des Senates, glaubt dieser berebte und geistig flinke Bewunderer des Kaisers (den er selbst in Alltagsartikeln Seine Majestät nennt) wirklich, daß den unzüftigen Beiträgern die Förderung der Wissenschaft ein Herzensbedürfnis ist? Für Unterseeboote oder Volksspielplätze, für Botenfkirchen oder Aviastil, für ein Säuglingheim oder ein Hofopernhaus hätten sie, unter dem selben Patronat, die selbe Summe gegeben. Ueber die Verwendung können sie eben so wenig mitreden, wie der Kirchenhistoriker Harnack einem Cottonking zu rathen, der große Chemiker Emil Fischer die Strategie der Firma Caesar Wollheim wider Emanuel Friedlaender & Co. zu bestimmen vermöchte. Und des so entstandenen Werkes, des so seltsam gefügten, soll Alldeutschland sich freuen? Schlimm genug, wenn deutsche Gelehrte damit zufrieden sind, daß die Forscherarbeit von Leuten geherbergt und genährt wird, die für ihr Geld Titel und Ehrentand annehmen; daß sie nicht laut, statt auf der vanity fair nach Kundschaft zu spähen, vom Staat ihren Pflichtheil heischen. Wir wollen nicht, daß Privatleute gegen Entgelt leisten, was jeder nicht bankerote Staat leisten müßte. Wollen nicht, daß eine Gelehrtengruppe hinter einem Vorhang über die Mittel verfügt, die aller Wissenschaft zugebracht sind; die Gruppe mag aus den edelsten, von engem Parteigeist freisten Männern bestehen: die zur Beschließung ihrer Dogmenfestungen nöthige Munition wird sie dem Gegner nicht liefern. Wir wollen auch nicht, daß die Möglichkeit kaiserlicher Jngenerenz sich noch weiter ins Land der Wissenschaft und Kunst erstreckt. Dem Zollernherold Heinrich von Treitschke, der das Schicksal des Vaterlandes wie eigenes Glück, eigenes Leid empfand, wurde der Verdunpreis, dem in Europa als Deutschlands stärkster Kömmer anerkannten Maler Max Liebermann der Dokortitel geweigert, dem fleißigen, aber talentlosen Bildhauer Otto Lessing der Orden Pour Le Mérite verliehen. Wir lehzen nicht nach neuem Erlebniß ähnlicher Art. Einen jungen Kant, Jakob

Grimm, Schopenhauer sähen wir sicher nicht im grünen Salar; niemals den genialsten Naturforscher, der sich je laut zum Republikanerideal bekannt hätte; ein als Atheist berühmter Nationalökonom, ein dem Margismus verlobter Physiker käme nicht bis ins Gehößt der Schnalleninhaber. Aber die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft würde leben, wachsen, in gepriesener Herrlichkeit blühen. Unter einem Hofdogmenlehrer. Zur Förderung der Wissenschaft.

(„Von der Wissenschaft hege ich die höchste Vorstellung. Alles Wissen hat eine elementarische Kraft und gleicht dem entsprungenen Wasser, das unablässig fortrinnt, der Flamme, die, einmal geweckt, Ströme von Licht und Wärme aus sich ergießt. So lange es Menschen giebt, kann dieser lechzende Durst nach Wissen, wie vielfach er gestillt wurde, nie völlig erlöschen. Eigenheit der Elemente ist es aber, aller Enden hin in ungemessene Weiten zu wirken, und darum verdriest es die Wissenschaft jeder ihr in den Weg gerückten Schranke und sie findet sich nicht eher zufriedengestellt, bis sie eine nach der anderen überstiegen hat. In der menschlichen Seele glimmen alle Wissenschaften und können unmittelbar aus ihr zur Flamme aufschlagen. Aber der genügsamen Anschaulichkeit indischer Waldeinsiedler, auf deren stillhaltendem Haupt Vögel ihre Nester bauen, hat sich die Welt längst entrückt und unablässig gestrebt, ein aus der Vorfahren Hand empfangenes, in sich wucherndes Erbe der Hand der Nachkommen zu überliefern, wie es nur durch eine frei und unabhängig waltende, vollkommen tolerante gefellige Doktrin und Selbstleitung geschieht, möge sie Akademie zu heißen fortfahren oder, zu höherer Entfaltung ihrer Ziele emporgetragen, auch einen neuen Namen finden.“ Jakob Grimm am achten November 1849 in der berliner Akademie der Wissenschaften. Ein Exemplar seiner Schriften müßte schnell für die Bibliothek der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gekauft werden.)

Die Lober der neuen Institution weisen uns das Vorbild der Vereinigten Staaten von Amerika. Vergessen nur, zu erwähnen, daß in Amerika andere Steuerfüße gilt als bei uns und daß die Carnegie und Rodefeller für ihre Millionenpenden nicht von Staatsvertretern Lohn erhalten. Dem reichen Deutschen werden heute zehn bis fünfzehn Prozent seines Einkommens vom Steuerfuß abverlangt. Will er dem Vaterland und den Mitbürgern noch mehr leisten, so hat er schon im Engsten dazu die günstigste Gelegenheit. Herr Eduard Arnhold hat Künstlern und Gelehrten

vortwärtsgeholfen, Bilder und Skulpturen gekauft, Studien und Konzerte ermöglicht, die Noth Armer gelindert und den hastigen Eifer Verdender von der düsteren Klippe des Sorgenstrandes losgefettet, ehe Orden und Titel wie Hagelschauer auf ihn niederprasselten und eine Januarwoche ihm von der Höhe den Wilhelmsorden, den Senatortitel und die Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie eintrug. Ob er (wie der Berliner sagt) sich viel daraus macht? Nicht lieber unbekannt, unbelohnt Talente förderte und Thränen trocknete? Jetzt ist er eingeschätzt. Hat für Forschungsinstitute und für Römerzüge prämiirter Akademiechüler fünfviertelmillionen gegeben, vielleicht fast den dritten Theil seiner Jahreseinnahme, und darf nun, wenn wieder gesammelt wird, nicht allzu tief unter der Selbsttage bleiben. Ob die Verwendung des Geldes, die Leitung der Institute, die Auswahl der Stipendiaten ihm, der Böcklin und Manet, Liebermann und Renoir liebt, Freude bereitet: einerlei. Nur die Ornamente der Macht sind ihm ja verliehen, wie im alten Rom manchem Mann senatorischen Ranges, den der Caesar eines höheren Amtes noch nicht würdig fand und der sich deshalb mit der leeren Form, mit dem Schein eines Seins begnügen mußte. Die Menge zählt ihn am Ende zu den Göttern, die in die Sonne vordrängen und abends selig ihr Glitzersternchen bestaunen. Und hat er für Nordpol und Südpol, für Hofforschung und Hofkunst, Automobilrennbahnen und Flugapparate, Hofspize und Kirchenfenster seinen Tribut gezahlt, dann bleibt selbst dem Reichen in mageren Jahren wohl nicht immer genug, um tollkühner Künstlerjugend den Weg in die Freiheit zu bahnen.

Noch ist die Zeit nicht fern, die bürgerlichen, unbeamteten Leuten nur Orden anhängte, wenn sie einen Prinzen aus eines Wucherers, eines schlauen Mädchens Schlinge befreit, einem Minister, Feld- oder Hofmarschall aus der Klemme geholfen hatten. Daß solche Leute jetzt für ansehnliche Beiträge zu nützlichem Werk betitelt und bebändert werden, ist gewiß kein Unglück. Nur: sit modus in rebus! Der Titel eines Senators, der Ehrenhut eines Doctors dürfte nicht zu erkaufen sein. Baumwollkonjuncturen und Kohlenpreise, die ungemainen Gewinn bringen, geben noch kein Recht auf den Rang, der nur der Geistesleistung sich öffnen sollte. Deutschland und Preußen können die Eitelkeitschätzung entbehren. Sonst wären sie bald in neuem Drang der Noth. Denn die immer wieder Heimgefuchten fangen zu stöhnen an. Und die Zuschauer lachen.

Mäßen.

Fred von Berger, wohl einer der klügsten und feinsten Köpfe des heutigen Oesterreichs, hat, als die Aera Franz Ferdinands und Aehrenthals durch ihre ersten Thaten sichtbar wurde, mit nicht verhehltem Jubel das neue Oesterreich-Ungarn begrüßt: „Wir werden wieder gehaßt in der Welt, wie es einem großen, selbstbewußten Volke zukommt.“ Er empfand, daß auf die Allerbekanntheit des Oesterreichers, den das Ekelwort „gemüthlich“ auszeichnete, nicht mehr zu rechnen sei. Man dachte an Ferdinand Kürnberger und vernahm mit hellem Staunen den Klang, den dieser echte Sohn Oesterreichs vor vierzig Jahren für die Schicksale seines Vaterlandes gefunden hatte; hörte den selben Klang der That, den das neue, jetzt werdende Oesterreich zu ersehnen schien, bei dem nach allen seinen Wandlungen auch Hermann Vahr angelangt war und den aus dem Deutschen Reich nur wärmster Zuruf grüßen konnte.

Wie weit in unseren Tagen aber die Literatur fast überall vom wirklichen Leben der Nation steht und schafft, dafür scheint die wiener Dichtung immer aufs Neue Belege bringen zu wollen. Da meinte man, wenn es Arthur Schnitzler brannte, die Judenfrage darzustellen, die Oesterreich so lange durchtobte und heute noch bewegt, müsse ein starkes Gemälde entstehen, aus dem wir die Linien des Kampfes wirklich erkennen könnten. Wir müßten sehen, wie sich die tiefen Unterschiede zwischen den einzelnen Schichten der jüdischen Bevölkerung auswirken, wie hier die Assimilation gelingt, dort der Zionismus als die einzige Rettung erscheint und in der Mitte unsichere Dispositionen nach beiden Seiten schwanken, vom feindlichen Ansturm anderer sozial aufgepeitschten Kräfte zerrieben, auch wiederum befeuert, nicht der Ruhe überlassen werden. Statt solcher Darstellung fand man im „Weg ins Freie“ Schnitzlers feine Gaben, die Stimmung verbämmernder Abende an der Donau, in wiener Gassen, in Oberitalien, man fand Plausch und immer wieder Plausch über die Judenfrage; aber das eigentliche Geschehniß rankte sich an die Gestalt eines dilettirenden Aristokraten (oder aristokratischen Dilettanten), dem wir seinen Beruf zur Kunst so wenig glauben wie die Behauptung, daß er die Thür ins Freie wirklich gefunden habe. Sein ganzer Weg führt im Kreis um ein süßes Mädel, ein der ungezählten dieser wiener Generation, herum; und der scheinbar neue Pfad wird ihn gewiß nicht ins Freie, sondern zu einem neusten und süßesten Mädel hinführen.

Das sind die Tendenzen und Stimmungen, die Wien von je

und oft genug mit Recht den Namen der Phäakenstadt eingetragen haben; nur zu verständlich für Jeden, der auch nur Wochen lang im Bann der schönen Stadt mit ihrer weichen Lust und ihrer Musikfreude geweilt hat; und doch erscheint das Alles dem Leben völlig fremd und nur fragmentarisch, wenn ein Staatsmann und ein nationaler Gedanke aufstehen und ein großes Reich an seine Größe erinnern, es zu neuen Thaten nach so vielen Worten emporrufen. Gewiß liegt (auch Das hat Bahr gesagt) jedem Oesterreicher noch ein Stück Spanier im Blut; wir brauchen nur an Grillparzer zu denken. Aber im alten Spanien gab's, neben dem Fanatismus einer religiösen Unbulsamkeit von nahezu dämonischem Stil, doch mehr als ein bloßes Fuchteln mit den Klängen; da wurde wirklich dreingeschlagen, die Welt beherrscht und nicht nur mit Dolchen gespielt. Etwas Romanisch-Südliches brütet in dem Drama dieses Wien, dem Drama Hugos von Hofmannsthal; aber die Dichtung schwebt immer wie gefangen einher zwischen den Mauern einer dem Leben fernem Weltanschauung, die im Grunde immer nur eine Ich-Anschauung ist und bleibt; eine fast tragisch klingende Frage an die Vergänglichkeit aller Dinge, an den Sinn dieses Lebens wird laut, aber die Antwort lautet weder Ja noch Nein: sie wird mit leisen Worten, mit wunderschönen Worten gegeben, die doch das wirkliche Leben nicht durchdringt. Das wirkliche Leben, das doch auch in Oesterreich, in Anzengrubers Romanen, Dorfsgängen und Dramen, in Saars Novellen und Elegien, in den Erzählungen der Frau von Ebner-Eschenbach und in den Werken so manches erfreulichen Talentes, von Rosegger bis zu Hoffensthal, klingt und wirkt. Man fühlt sich versucht, noch einmal das Wort Grillparzers von der Gefährlichkeit Wiens zu citiren; zumal, wenn man sieht, wie auch Kräfte, die nicht in ihrem Bannkreis herantwachsen, allzu rasch der Stimmung dieser Woge erliegen. Wie hinter Masken wandelt diese ganze wiener Dichtung einher; und wer offenen Angesichtes in den Kreis trat, nimmt nur zu rasch die Larve vor und geht im Reigen mit. Jakob Wassermann hatte sein starkes Talent, das sich schon in einzelnen Szenen der „Juden von Zirnborf“ verrieth, noch eben zu der großen, objektiven Leistung des „Kajpar Hauser“ emporentwickelt. Nun erscheint auch er, der jetzt in Wien lebt, ganz verfallen dem weichen, spielerischen Leben, das nicht Oesterreich an sich, das nur immer wieder eine bestimmte Gruppe wiener Literatur darstellt und sich schon in Friedrich Halm vorbereitet hat. „Die Masken Erwin Reiners“ heißt, bezeichnend genug, der neue Roman Wassermanns. Der Stoff ist sehr einfach: ein junger Gelehrter von fast weiblichem Empfinden muß, um seine

angegriffene Lunge zu kräftigen, eine zweijährige Reise in die Tropen unternehmen, wo er zugleich seine Wissenschaft erweitern will. Er vertraut seine fern von der wiener Gesellschaft lebende schöne Braut für Nothfälle dem Schutze Reiners, eines Freundes, an. Dieser Erwin, Sohn eines reich gewordenen Bürgers, Dozent, Sportsman, Lebemann, Schriftsteller, Kunstgenießer, entdeckt in Virginia ein Mädchen von nie erschautem Reiz und nimmt sich am ersten Tag der Bekanntschaft vor, sie zu erobern. List und Lockung, Werbung und Brutalität bringen ihn zwar so weit, daß sie ihn, französisch ausgedrückt, in ihrem Blut wohnen fühlt; seine Wünsche aber mag sie, in der tiefen Keuschheit ihres Herzens und der Liebe zu dem Abwesenden, nicht erfüllen. Er entführt sie und hält sie zwei Tage in seiner Gewalt; dem ganz Zerstorten, dessen Gesicht ihr furchtbar verwandelt erscheint, will sie, innerlich und äußerlich müde, sich schließlich hingeben, aber er fühlt aus diesen Worten einer ermatteten Resignation, daß sie ihm jetzt ganz entglitten ist. Sein von innen heraus zerstörtes, von außen her untergrabenes Leben endet ein Schuß. Das Mädchen findet sich nach langer Krankheit zu dem von einem vornehmen Menschen zur letzten Stunde heimberufenen geliebten Manne zurück.

Ein Stoff, der für novellistische Behandlung nicht ohne Reiz wäre; und Niemand kann leugnen, daß auch die allzu breite, romanhafte Darstellung Wassermanns ihren Reiz hat. Virginias Auf und Ab, ihrer Mutter Hin und Her von Kleinbürgerlicher Ehrbarkeit bis zu fast kupplerischer Verblendung: Das ist fein und aus sehr intimer Menschenbeobachtung heraus gegeben. Nur die Voraussetzungen, auf denen Alles ruht, sind künstlich und brüchig; künstlich und brüchig ist, rasch uninteressant wird Erwin Reiner selbst. Man hat ihn, vulgär gesprochen, nach wenigen Seiten „heraus“: ein Genüßling, der, wie Fontane so hübsch sagt, das Moralische aus dem ästhetischen Fonds bestreitet, ein Mensch, der die rohen Triebe seiner Natur durch eine starke äußere Selbstzucht, gute Formen und einen weite Bildungskreise bewältigenden Verstand scheinbar hebt und veredelt. Im Ganzen doch nicht mehr als ein Blender, der nirgends tiefere Theilnahme für seine Masken, Gesichte seiner brutalen Leidenschaft und seiner spielerischen Geistigkeit, weckt. Warum, fragen wir nicht erst am Schluß, wird uns dieser Mensch so dargestellt, mit so peinlicher Deutlichkeit und Ausführllichkeit beschrieben? Das ist keine Bedemesserfrage; denn nirgends leuchtet hier, wie etwa aus der Gestalt Virginias und wie aus manchem früheren Werk Wassermanns, der hohe und starke Zwang heraus, der einen Dichter treibt, so und nicht anders zu

schaffen. Rathlos stehen wir vor der Frage, wie in einer starken und gährenden Zeit immer wieder feine und starke Talente, die zu gestalten verstehen, sich an das Ephemere klammern mögen, uns mit Erlebnissen speisen wollen, denen das Feuer wirklicher Wesenheit abgeht. „Anderes, Größeres bewegt die Welt“, möchten wir wiederum mit Fontane rufen; „wer wirklich lebt, will reales Leben sehen.“ Raspar Hauser und sein Geschick: da waren Menschen in Schuld und Haß und Liebe, Menschen, deren Noth und Lust noch im Spiegel des Geheimnißvollen uns bis ans letzte Empfinden rühren mochten. Diese Masken Erwin Reiners bleiben uns Masken.

Gelebtes Leben! Auch der letzte große Erzähler wiener Herkunft, der dahingegangen ist, Ferdinand von Saar, war nicht Einer, der in titanischem Troß Felsen packte, der, wie Hebbel, Menschen verzehrte. Aber der in seinen gesunden Tagen dem Leben Zugewandte hat unvergängliche Bilder von höchstem poetischen Reiz aus dem Oesterreich seiner Zeit geschaffen. Und als der alte wiener Poet, wie er sich gern nannte, vom Kahlenberg die Heimathstadt übersah, getröstete er sich in allem Schmerz über die nationale Zerrissenheit mit dem starken Wort: „Doch Du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel Dein Thurm auf. Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan.“ Für seine kraftvolle Existenz hat dieses Oesterreich, dieses Wien Anzengrubers, Saars, Luegers, Bergers neue Beweise erbracht. Und doppelt betrauern wir nun, daß seine Dichtung immer noch zwischen Schattenbildern einhergeht und Masken vor uns hinstellt, wo wir gern Menschen, Volk, Staat, Gesellschaft in wirklich lebendiger Wechselwirkung aus den Seiten des Romans heraustreten sähen.

Hamburg.

Dr. Heinrich Spiro.



Allerlei.

Das Sittsame fördert; das Rücksichtvolle scheint es zu Etwas zu bringen. Der, der die Zeit niemals mit irgend etwas Ablenkendem verlieren will, trocknet und rostet ein. Es scheint, daß es unflug und bössartig ist, immer energisch zu sein. Mangel an Zuversicht gerberdet sich gern konstant energisch. Nun ist ja das Alles so wunderbar. Fallen und seinen Posten verlieren, heißt oft: einen neuen unter die Füße bekommen. Triumphiren ist oft nichts Anderes als Versinken in den Wellen der Anmaßung; und doch triumphirt man so gern.

Immer und immer geseht, gerecht und gefaßt sein, ist hart und streift ans Unmenschliche, während doch menschlich sein unser unabänderliches Loos ist. Schön und vortrefflich ist nur das Menschliche. Gewisse Tugenden sind ein Laster oder die Blüthe eines solchen. Das Laster scheint eine Höhle voll Unrath und Unverständnis zu sein, aber aus dem Laster hervortreten, mit Reue in der Seele, ist schöner als niemals sündigen. Sind denn nicht vielfach die Fehler der Anlaß zu den Entzückungen und Rührungen? Wie willkommen ist dem alten Vater der verlorene Sohn; wie herrlich, wie herrlich ist es, Gnade und Erbarmen zu finden. Die Tugend beißt sich in die Lippen und kehrt dem liebevollen Schauspiel schamhaft und böshaft den Rücken, schauervoll fühlend, wie häßlich es ist, nie fehlzugehen. Das Sittsame, das Kämpfe duldet und übersteht, ist das Wundervolle. Der wirkliche Weltmann, zum Beispiel, ist sittsam; er ist fromm und duldet.

Die Wortkargheit kann in eine Schwäche ausarten; genau wie das Gegentheil. Das Schweigen beherrscht uns oft, wie uns die Sucht, Alles auszuplaudern, beherrschen kann. Man soll nicht schweigen, wo es uns schidlich scheint, den Mund aufzuthun; nur müssen wir freilich ungefähr wissen, was schidlich ist: und Das weiß der Seelenbolle. Kann man nicht auch durch das Schweigen verleumben? Jedenfalls sehr unangenehm kann man sein. Man soll stets ein Wenig lügen, Das, was man nicht sagen darf, so sagen können, daß es wie eine einfache Unterhaltung klingt. Das Gehörte Dem, den es angeht, genau so wieder-sagen, wie es uns gesagt wurde, ist taktlos und muß verlesen. Aus Rücksicht ein Wenig die Wahrheit entstellen, heißt, sie vertiefen und verfeinern. Die Liebe versteht zu lügen, die Liebe versteht zu reden, die Liebe allein versteht, auf schöne Art zu schweigen. Uebrigens sind das Alles Schwankungen. Es kommt da auf die Fälle an und auf die Personen. Zu gewissen Menschen steht man so, daß ich und der Andere es fühlen, wie unmöglich es ist, daß wir einander verkennen oder miß-verstehen können. Beseidigungen, zum Beispiel, liegen nie im Ausdruck, sondern immer in den besonderen Umständen. Plötzlich habe ich irgendwen tief verleht und ich weiß es gar nicht. Dich liebt Jemand: und Du drehst dieser Person im Weltleben den Rücken. Du liebst dann wieder dort, wo Du mißverstanden und verkannt wirst.

Der große Dienst, den wir einer Frau erweisen, stürzt uns in die Gefahr, von ihr für einen Dummkopf gehalten zu werden. Man muß ihr dann grausam hart begegnen, um sie zu überzeugen, daß sie es mit einem Menschen von Selbstbewußtsein zu thun hatte. Nichts verachten und verschmähen echte weibliche Naturen so sehr wie Güte so ins Blaue hinein. Die Frauen erziehen den anwachsenden Mann zur Schätzung und Werthung seiner selber. Vielleicht geht im Meer dieser Erziehung manche feine, gute und tüchtige Mannesgesinnung für immer unter, denn edel und hochherzig ist man nicht gern zum zweiten Mal, wo man

das erste Mal ausgelacht worden ist. Doch wer könnte edel von Natur sein und nicht für immer?

Das Schweizerland, wie lähn und klein steht es da, umarmt von den Staaten! Was ist es als Land allein für eine zugleich hehre und anmuthige Erscheinung! Europas schneeige Pelzboa könnte man es nennen. Wundervoll wie seine Geschichte ist seine Natur. Merkwürdig wie sein Volk ist sein Bestand. Es ist, als ducke es sich. Doch scheint es auch nicht ein Panther, denn es hat keine Grenzen-Beute zu machen. Seine Enthaltbarkeit ist seine Festigkeit, seine Bescheidenheit ist seine Schönheit, seine Beschränkung sein unvergleichliches Ideal. Wie ein politischer Felsen steht es da, umbrüllt von den politischen Wogen. So lange es bleibt, was es ist, schadet ihm, scheint es, nichts. Inwiefern es sich klein fühlt, darf es sich stark und eigen und unabhängig fühlen, abhängig nur von der Besonnenheit und Unerjrodenheit. Seine Würde ist seine Grenze; und so lange es diese in ihrer Art unüberschbare Grenze zu bewahren weiß, ist es in seiner Art ein bedeutendes und großes Land, groß als Gedanke. Wie reizend und wie gefährlich ist seine Lage. Seine Menschen, wie heimatlich wissen sie, das Alterthum bekräftigend, zu leben. Sein Handel geht hoch, seine Wissenschaften blühen. Doch wozu ihm schmeicheln? Daß es sein Eigen ist, schmeichelt ihm am Tiefsten. Man will sie grob nennen im Ausland, die Schweizer. Das ist so, als nennte man den Franzosen unzuverlässig, den Deutschen anmaßend, den Türken unsauber, den Russen rückständig. Wie verpesteten Rebensarten die Erde! Wie vergiften gewisse Gerüche das Leben!

Reisen, im Eisenbahnwagen sitzen, Erster Klasse natürlich. Man ist eingestiegen und immer fährt man ins unbekante, fremde Weite. Das ist reizend. Man beherrscht so ein Wischen alle Sprachen. Kauderwelschen: Das ist so nett. Attachirt ist man als richtiger Reisender. Süß, einfach göttlich. Und nun sieht man; draußen ist Winternacht, es schneit. Von der Wagendecke lächelt das Lämpchen wie ein unaufgeklärtes tiefes Menschenbrust-Geheimniß Dich an. Thränen treten Dir plötzlich in die Augen. Wie ist Dir, Du attachirter perfekter Reisender? Empfindest Du Schmerzliches? Ja, ich bin versunken in ein Meer von wehmuthvollen Erinnerungen. Ich werde in die fernen Länder davongetragen. Uebrigens lese ich ja jezt die Zeitung. Plötzlich ist mir vollkommenem Weltreisenden, als fahre ich zurück in die freudenüberströmte, liebe Kindheit. Die Eltern tauchen vor mir auf; und da schaue ich namentlich Mama tief in die Augen. Welch eine Wonne, Welch ein Glück ist es, klein zu sein! Mir ist, als möchte ich gerade jezt von Papa verprügelt werden. Doch weiter fährt es, weiter, weiter. Reisender sein: ach ja; und draußen der Mitternachtschnee. Ach ja, Reisender sein, ist hübsch. Aber richtiger attachirter Reisender muß man sein.

„Das Alles ist nicht so schlimm“: finde ich hübsch gesagt. Mein

lieber Bruder Hans sagte Das immer. Er ist ein goldener Mensch, golden durch Treue. Ja, wenn es bei uns zu Haus oft schlimm aussah, sagte Hans: „Das Alles ist nicht so schlimm. Es sieht nur so schlimm aus.“ Mir scheint, Ehre und Liebe reden so. Tragisch die Dinge nehmen, ist ja plump. Wenn Du keinen Erfolg in der Welt hast, so ist Das gar nicht so schlimm. Der Humor ist die unübertreffliche Königin des Weltlebens. Hier wäre wieder ein Wörtchen vom Wesen des wahren Weltmannes zu sagen. Doch man muß sich diese Schreibfreude leider versagen; und Das ist gar nicht so schlimm. Einen Hieb bekommen, ist gar nicht so schlimm. Verachtung werden, wo man meinte, es recht gethan zu haben, ist auch nicht so schlimm. Was ist schlimm? Muthlos und freudlos sein? Ist Das wirklich so schlimm? Ja: Das, Das ist schlimm. Wenn ich falle und dazu lache, ist Das gar nicht so schlimm. Wenn ich mich aber über die Niederlage ärgere, dann ist es schlimm. Doch ich habe noch allerlei Anderes zu sagen. Das Leben enthält nicht nur Einerlei, sondern gar Mancherlei. Also auf ins Allerlei!

Wenn ich eine Weile nicht habe denken dürfen, sondern habe wirken müssen, wie sehne ich mich da wieder nach dem Leben in den Gedanken! Wenn es mir schlecht in der Welt geht, wie wünsche ich da wieder, geachtet, ausgezeichnet, gestreichelt, verwöhnt und geliebt zu werden! Wenn ich lange Zeit mit gewöhnlichen Menschen zu thun gehabt habe, wie schwebt mir da der Umgang mit feinen, ungewöhnlichen Menschen paradiesgartenähnlich wieder vor! Und wenn ich dahingefunken bin in den Abgrund der Verwilderung, ach, wie so gern betrage ich mich nachher wieder gesetzt und gesittet! Muß Alles so fein Gegengewicht haben? Soll man immer und immer wieder durch die Schärfe der Gegensätze gerüttelt und geschüttelt werden? So scheint es; und so mache Du Dich nur stets auf Schwankungen, Unklarheiten und Unordnungen gefaßt. Trage es immer wieder, das Schwere, dulde es immer wieder, das Unangenehme, finde es immer wieder beherzigenswerth und liebenswerth, das Vieleslei. Pünktliche Ordnung schafftst Du nie rund um Dich und in Dir. Deshalb sei doch ja nicht veressen auf die Ordentlichkeit. Dies stört, macht feig und blendet.

Wir stehen immer noch sehr im Mittelalter und Diejenigen, die über die Neuzeit murren, weil sie seelenarm sei, im Vergleich mit der Vorwelt, irren arg. Abschaffen ist der Lauf der Welt? Wie? Wenn Alles so leer, so leicht würde, daß man an gar nichts mehr zu denken brauchte? Anzeichen, daß die Menschen der Kultur und ihrer Peinlichkeiten überdrüssig werden, sind vorhanden. Eine Welt glatt wie Glas, ein Leben sauber wie eine Stube am Sonntag. Keine Kirchen und keine Gedanken mehr. Puh, mich friert. Es sollte doch wohl immer noch Allerlei in der Welt geben. Mich würde nichts bewegen, wenn nicht Allerlei mich bewegte.

Charlottenburg.

Robert Walser.



Mar Dauthendey.

Bei jedem Versuch, sich über den ethischen Gehalt einer Kunstform klar zu werden, tauchen aufs Neue die in unseren Tagen so viel umstrittenen Fragen nach den Vorbedingungen der Kritik auf; deshalb sei mir erlaubt, meine kurze Abhandlung über Dauthendey's Kunst mit einigen allgemeinen Worten über Kritik zu beginnen. Ich glaube wohl, daß ein Künstler ein guter Beurtheiler sein kann, und unter den Schriftstellern waren zweifellos die größten Dichter auch die größten Denker; daß aber darum ein Kritiker Künstler sein muß, um seinen Beruf recht ausführen zu können, ist leichtfertig geschlossen. Die Vorbedingungen zum Kritiker erscheinen mir zunächst im seelischen Anspruch, in den Gemüthskräften zu ruhen, im Ueberblick und in der Fähigkeit, zu vergleichen. Beschränkungen, die dem Künstler dienlich sein können, um sich im Besonderen zu sammeln, sind dem Kritiker hinderlich. Wer einer literarischen Kritik eine andere Tendenz unterschiebt als die, sichtlich aufzuklären, muß in die Konflikte gerathen, die jeder persönliche Ehrgeiz in der Berührung mit dem Schaffen eines Anderen bewirkt. Auch handelt es sich nicht darum, den Künstler dem Publikum auf neue Art vorzuführen, sondern es handelt sich nur um die Werthung seiner Leistung. Denn so weit uns die Persönlichkeit eines Künstlers nicht in seinen Gestalten begegnet, ist sie uns gleichgiltig. Macht einmal ein Unterhaltbarer unter denen, die sich als Kritiker verantwortlich fühlen, aus der Verwischung dieser Grenzen einen etwas eifren Sport, so entschädigt uns gewiß unser Vergnügen; aber die Verwirrung, die seine Gläubigen und gar seine Nachtreter kennzeichnet, ist trostlos. Das krampfhaft Bemühen, sinnlos geistreich zu sein, wirkt so ermüdend, wie alle geistliche Effekthascherei als Mißbrauch der deutschen Sprache peinlich ist, und von allen Waffen gegen den Triumph der Mittelmäßigkeit ist die Maßlosigkeit die lächerlichste. Ich bewundere in dieser Hinsicht die Franzosen. Die Furcht, dadurch banal zu erscheinen, daß man die Worte ihrem Sinn nach einfach braucht, ist immer ein Beweis dafür, daß der Schreibende wenig zu sagen hat und über dies Wenige nicht mit sich im Klaren ist. Wirklich gute Gedanken sorgen beinahe selbst für ihr achtbares Auftreten.

Diese Erörterungen und der Gedanke an Dauthendey's Kunst haben mich zu der Frage geführt, wie weit ein Künstler über sein Bedürfnis, seinen Gefühlen Gestalt zu schaffen, hinaus Geist besitzt. Das Wort Naivetät wird heute allzu oft als Kriterium verwendet und gewöhnlich da, wo ein Dichter außerhalb seines Schaffens vor den Erscheinungen des praktischen Lebens mehr oder weniger hilflos ist. Oder man nennt einen Dichter naiv, dessen Talent zwar unbestrittene Thatsache ist, dessen Gedanken über Gedichtetes aber thöricht erscheinen. Beides ist falsch. Man liebt, Villencron in dieses Zwielicht zu stellen, man sieht Dauthendey darin und fürchtet, etwas unsicher, am Ende möchte sich doch ein Tadel damit verbinden, wenn man dabei an Goethe

denkt. Und es ist doch nur eine Frage nach dem Grade der Bedeutung. Reichen im Wesenshaushalt eines Dichters die Geisteskräfte nicht aus, um die Gefühlswelt zu klären, so ist Das, bei allem Talent, nicht etwa eine nothwendige und tugendhafte Beschränkung, sondern es ist eine Beschränkung im Sinn eines Manfos. Künstlerische Naivetät hat mit Mangel an Uebersicht nichts gemein, sondern sie ist die durch keine Reflexion beeinträchtigte heroische Frömmigkeit der Freude. Sie schließt Reflexion in der ordnenden Phantasie des Künstlergeistes nicht aus, denn höchste geistige Klarheit und Kraft sind mit Naivetät wohl zu vereinen, wie es Dantes Wesen deutlich erweist, wie es Goethes Wesen bestätigt. Und vor diesem Anspruch sinkt die eigen komplizirte und doch so planlos überwachte Beschaffenheit des Dichters Dauthendey zu einem Zufalls spiel von Talent, Geist, Naivetät und Erkenntniß zusammen.

Die große Zahl seiner lyrischen Gedichtbände, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, weisen neben einer ermüdenden Fülle wahrhaft belangloser Reimereien Liebeslieder auf, die zu den schönsten gehören, die die deutsche Dichtkunst aller Zeit erschaffen hat, und das große neue Buch „Die geflügelte Erde“ erweist klarer und umfassender den Reichtum und die Grenzen des Dichters. Vielleicht haben mit mir Viele, die auch seine Jugenddichtungen kennen und die dies Buch erwartet haben, auf das große Epos gehofft, das Dauthendey berufen schien, den Deutschen unserer Zeit zu schreiben. Die groß angelegten Fragmente seiner Weltreise, die vor diesem Buch bekannt wurden, die düsteren und gewaltigen Gesänge der Schwarzen Sonne, das herrliche kleine Epos vom zerstörten Messina gaben uns das Recht und die Hoffnung dazu. Der wundervolle Gesang am Beginn des Buches erfüllt die höchste Erwartung. Aber das Ganze blieb ein buntes Trümmermeer verspielter Reichtümer für große Gebilde, deren ursprünglich gewollte Pracht und deren Bestimmung wir ahnen.

Dauthendey fehlt die Kraft zu großen Zusammenschlüssen; das Einzelne dient dem Ganzen nicht auf jene Art, die uns das Bewußtsein vom ordnenden Walten einer Kraft in geschlossenen Formen vermittelt. Als hielte diese dithyrambische Weise, im Einzelbild zu versinken, den gelassenen Blick über das Ganze zurück. Die Verhältnisse sind verschoben, so daß die weitgeschauten und oft wahrhaft hoch angelegten Gesänge neben belanglosem Geplauder stehen; sie sind nur äußerlich mit einander verbunden, ohne einander zu dienen, und die Anlage des Gesamtwerkes erscheint dadurch oft klein bis ins Kleinliche. Die künstlerische Erkenntniß dieses Fehlers der Form zeigt sich deutlich als äußeres Zeichen; ich glaube, sie in dem Versuch zu erkennen, die Sehnsucht nach der Geliebten wie ein rothes Band durch alle Visionen und Thatjählichkeiten seiner Erlebnisse zu ziehen. Es ist nicht immer gelungen. Wie ein schmerzhafter Drang nach künstlerischer Einheit irrt diese Sehnsucht verrätherisch durch das Buch, zertheilt, statt zu verschmelzen, und läßt im Genießenden den Wunsch erwachen, diese Kraft der Liebe möchte dem sittlichen Gehalt der Kunstform zu

Statten gekommen sein. Dabei bleibt ein liches Wunder, wie dieser seltsame Mann im Spiel und im Wagen oft gewinnt. Denn die künstlerischen Höhen des Buches sind nicht als Resultate einer ernstlichen und bewußten Schöpferarbeit zu betrachten, weil wir niemals glauben werden, daß ein Großer mit der Allure des Erhabenen Banalitäten sagt. Und da das Buch eine Fülle nicht durchdachter und ganz belangloser Zeilen mitführt, liegt die Versuchung nah, das Beste dem Zufall zuzuschreiben. Ich citire, um ein Beispiel für die Gedankenlosigkeit manchen Einfalls zu geben, den Schluß eines Gesanges:

„Drei Höhen haben mich umloht: der Sonne Schlot, das Gluth-
blijen im Meer und der Benzinmotor im Boot,
Gar nicht zu sprechen von der vierten Höhe, der Sehnsucht
Dauerbrand, in dem ich immer sitze.“

Maupassant sagt einmal: „Das Wort hat nicht nur einen Sinn, sondern auch eine Seele.“ Die Seele des Wortes hat einen bedeutungsvollen Zusammenhang mit seiner Vergangenheit; sie wird ihm durch Das verliehen, was die Menschheit seit Jahrhunderten beim Erklingen des Wortes empfunden hat, durch seine Tradition. Es ist ein markantes Zeichen der Dichtkunst unserer Tage, daß so Vielen der Sinn für die Verwendbarkeit eines Wortes fehlt. Alle Worte ohne diese Tradition erreichen im künstlerischen Gebilde nur eine aneddotenhafte Wirkung, wenn sie nicht gar ernüchternd oder herabwürdigend wirken. So ist etwa ein Telephon, ein Automat oder ein Flugapparat für den Anspruch hoher Kunst heute noch unwendbar. Solchen Worten haftet vorwiegend noch ihr nüchtern-praktischer Sinn an; die Menschheit hat sie noch nicht durch die Geschichte ihrer Freuden und Leiden getragen. Da aber alle große Kunst sich einzig mit Freude und Leid der Menschenherzens befaßt, so entsteht ein fataler Mißklang, den kein Großer je hervorgerufen hat.

Dauthendey vorzuwerfen, daß ihm dieser Sinn völlig fehle, wäre gewiß ungerecht; aber ihm fehlt die Zucht. Eine saloppe Genialitätsbuselei, ein Glaube an die Unfehlbarkeit des Einfalls zerstören ihm oft die stärksten Wirkungen. Auch hierfür will ich ein Beispiel nennen, das keine Ausnahme im Buch bildet, sondern in seiner grotesken Verirrung für eine Fülle kleiner Entgleisungen typisch ist:

„Mich hatte Sehnsucht, schlimmer gewiß als jeder Menschen-
fresser im Gebiß,

Und hat mich wieder, immer wiederum geläut und hat die
Mahlzeit stets mit jedem Tage stumm an mir erneut.“

Es ist eine eigene Sache um die Sehnsucht, die in diesem Buch wieder und wieder genannt wird. Ich glaube, daß das inbrünstige Verlangen nach Vollkommenem und nach Erfüllungen vom Künstler immer am Besten durch die Art vermittelt worden ist, wie er vom Gegenstand seines Wunsches spricht. An sich beglückt es so gar nicht, zu wissen, daß ein Dichter Sehnsucht hat, und selbst die oft holzschnittartig naive und täppisch liebevolle Art, in der Dauthendey es mit-

theilt, kann uns das Bewußtsein nicht rauben, daß unsere Nachsicht oft gefordert wird, ohne daß wir dafür entschädigt werden. Und da von Dem die Rede ist, was man vielleicht das Kindliche des Dichters nennen kann, so vergleiche man diese polternde Herzensunbedachttheit im Sinnfälligen einmal mit der Schlichtheit, die Wedekinds beste Verse auszeichnet. Etwa im „Thaler“ oder in „Ilse“. Wie wohlthuend wirkt darin die männliche Klugheit, die uns neben Anderem zeigt, daß es durchaus nicht erforderlich ist, albern zu werden, wenn man das Kindliche im Menschenherzen anruft. Was sich Dauthendey, wie vielleicht kein anderer Dichter unserer Tage, manchmal an unbedachtem Frohsinn des Fabulirens gestatten darf, um zu hohen und reinen Wirkungen zu kommen, ist erstaunlich. In dem Buch sind epische Partien von einer so eindringlichen, farbenprächtigen Bildlichkeit, von so hochherzigem Ruhm der tiefsten inneren Wahrheit und von so souveräner dichterischer Kraft, daß unsere Bewunderung sich bis zur Ehrfurcht steigert. Aber gerade um dieser Höhen willen, von denen ich das Ganze betrachte und messe, wirkt dieses Ganze wie eine übereilte, ungeordnete Disposition zu einem großen Werk.

Was die Wahl des behandelten Gegenstandes und dessen Fülle betrifft, so glaube ich, daß ein reiches Maß dankbarer Anerkennung Dauthendey lohnen wird. Ich könnte mir keinen liebenswürdigeren Erzähler einer Weltreise denken als diesen Dichter, dessen Auge so selten vom Unwesentlichen der Erscheinungen getroffen wird, dessen unermüdete Freude am Genuß sich so unmittelbar mittheilt wie ein großes Erlebnis und dessen machtvolle Vitalität Alles mit dem goldenen Lebenslicht einer unverwecklichen Daseinsfreude überflömt.

München,

Wal demar Bonfels.



Die Glocken der Heimath.

Die Glocken der Heimath. Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Was weiß man im Deutschen Reich von seinen alten Kolonien im südöstlichen Europa? Immer wieder mache ich die Erfahrung, daß man nichts von ihnen weiß, gar nichts. Man liest in Jahren einmal einen Leitartikel über die fernern Brüder oder einen Reisebericht; und legt zu dem Uebrigen. Jrgendein Interesse setzt sich in keinem Leser fest und der Kreis der Männer, die sich mit den Auslandsdeutschen beschäftigen und die geistigen Beziehungen, die sie mit dem alten Mutterland verknüpfen, pflegen und aufrecht zu halten bemüht sind, ist sehr, sehr klein. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit hat diese Frage nie schwer genommen. Wer fortzieht, ist eben fort. Läßt er manchmal Etwas von sich hören, so ist's ganz schön. Geht es ihm gut, um so schöner. Klagen soll er nicht. Wär' er daheim geblieben! Es ist ein Bißchen

barbarisch, dieses Verhältniß des Mutterlandes zu den vielen Millionen, die außerhalb des Deutschen Reiches wohnen. Die offizielle Politik kann nichts für sie thun und die Volksgesamtheit nimmt sich diese bequeme Staatsmoral ebenfalls zur Richtschnur. Und so werden aus fernem Volksgenossen, und mögen sie auch nach Hunderttausenden zählen, Vergessene, Fremde. Manchmal werden sie ja wieder entdeckt; aber da ergiebt sich dann das Merkwürdige, daß die auf fernem Posten stehenden Deutschen, weil sie geblieben, wie sie zur Zeit ihrer Auswanderung waren, wie Raritäten erscheinen. Im Reich daheim hat sich Alles gewandelt und geändert, die Trachten, die Bräuche, die Mundarten; draußen aber ist Alles echt geblieben, unbeeinträchtigt von der Kultur. Und dieses Echthe, dieses Unberührte ist jetzt das Fremde. Achtehundert Jahre sitzen die Sachsen in Siebenbürgen. Ihre Trachten, ihre Sitten und Bräuche sind aus dem Deutschen Reich längst verschwunden, ihre Mundarten nur finden noch im Luxemburgischen und am Rhein Verwandte. Aber eine volle Verständigung ist nicht zu erzielen. Hätten diese Sachsen sich nicht an die Reformation angeschlossen, wären sie nicht in den Verband der deutschen Kirche getreten, sie würden im fernen Siebenbürgen gänzlich verschollen sein.

Eine jüngere Kolonie im Osten bilden die Schwaben in Ungarn. Sie zählen heute rund eine Million und sind in größeren Gruppen übers Land verstreut. Ihr Centrum ist das Banat und die Bacska, wo ungefähr fünfhunderttausend Schwaben sesshaft sind. Im Jahr 1716 erst hat Prinz Eugen diese Gebiete endgiltig von den Türken befreit; dann begann die Besiedlung. Die ältesten deutschen Orte sind dort noch keine zweihundert Jahre alt. Und bis um 1800 wurde fortkolonisiert. Diese Schwaben sind also ein ganz junges Volk, sie sind noch ein werdender nationaler Körper. Weltensfern vom Deutschen Reich haben sie sich entwickelt, weltensfern auch vom österreichischen Deutschthum. Und sie haben ihre alten Volksbräuche erhalten und ihre Dialekte mischten sich zu einer immer noch im Fluß befindlichen neuschwäbischen Mundart. Wie die Sachsen, so leben auch sie in einer fremden Umwelt als Urdeutsche fort. Solches Stammesleben müßte im höchsten Maße interessant sein; besonders den Deutschen im Reich. So ist's aber nicht. Die Sachsen haben eine alte Literatur; Epiker, Lyriker, Dramatiker, Märchenerzähler, Historiker sind aus ihrer Mitte hervorgegangen. Wer im Reich kennt ihre Bücher? Als der Sachsenbischof Georg Daniel Teutsch den ersten Band seiner Geschichte der siebenbürger Sachsen veröffentlicht hatte, anno 1858, schrieb der Historiker Ludwig Häuser an den Verfasser einen gar merkwürdigen Brief. Sein Inhalt wird den Deutschen in der Fremde denkwürdig bleiben. „Ich weiß nicht, ob es die Verpflanzung auf ein anderes Terrain oder das Gefühl der Vereinzelung ist, was diese Energie und Unmittelbarkeit des Volksgeistes weckt; aber es kommt mir immer so vor, als sei das deutsche Wesen, je weiter es an die Grenzmarken der Kultur und Nationalität als vereinzelter Posten vorgeschoben ist, desto markiger und ursprünglicher als bei uns im

Binnenlande, wo die Reibung und die Anspornung fehlt." Der Historiker fand bei den Kolonialdeutschen mehr nationales Bewußtsein, mehr Idealität, mehr Begeisterung für ihr Volksthum als bei den daheim Gebliebeneren. Er meint, daß die Fremde und die Reibung mit anderen Völkern manche Eigenschaften des deutschen Gemüthes vollkommener entwickle als das Stillstehende auf der alten Scholle. Das hat schon Mancher von uns Ostdeutschen gedacht. Aber man empfindet im Reich leicht als Egalitation, was in der Kolonie draußen, im Völkerstreit, das Natürliche und Selbstverständliche ist. Und man interessirt sich im alten Mutterland nicht für unsere Kämpfe. Ein schweres Unrecht geschieht uns damit. Wie ein unsinniger Verschwender, geberdet sich das deutsche Volk, wenn es nicht aufnimmt, was wir ihm zu bieten haben, wenn es diese Blüthen des deutschen Gemüthes nicht hegt und pfl egt.

Seit hundert Jahren haben die Sachsen eine Literatur, die man im Deutschen Reich nicht liest. Und jetzt kommen auch wir Schwaben! Noch war bis jetzt aus diesem jungen Volke, in dessen Mitte zufällig Nikolaus Lenau geboren wurde, kein selbständiges Schriftthum hervorgegangen. Ohne unbescheiden zu erscheinen, kann ich sagen: Hier ist ein Neues, ist etwas Jungfräuliches. Die ungarischen Schwaben melden sich zum Wort in der deutschen Literatur; und sie haben mich vorangeführt. Drei Heimathbücher aus dem Banat habe ich in den letzten Jahren geschrieben: „Göhenbüchlein“, „Der kleine Schwab“ und „Die Glocken der Heimath“. Und eine Gruppe von fünfzehn aus dem dortigen Schwabenthum hervorgegangenen Autoren habe ich in einem Buch unter dem Titel „Schwaben im Osten“ vereinigt. Wir sind da, wir pochen an die Herzen im alten Mutterland und fordern Einlaß.

Freilich: Kommerzienräthe und Assessoren gibt es in unseren Romanen nicht; auch keine Modefräulein, keine Aestheten, keine kleinen Fürstenhöfe, keine interessanten Lieutenants und stolzen Kammerherren. Selbst die Weltstadt fehlt und der große Kulturschwindel, den sie vorkäufcht. Was wir bieten, ist ein Anderes; was man bei uns findet, ist eine neue deutsche Welt, von der man im Reich keine Ahnung hat. Und dabei ist kein Verdienst. Wenn Einer, der beinahe zweihundert Jahre fort war, wiederkommt, weiß er eben von anderen Menschen und Lebensumständen zu erzählen, als sie in der alten Heimath gedeihen.

Was soll ich selbst noch von meinem neuen Roman reden? Nicht ein Wort will ich darüber sagen. In Jedem von uns läuten die Glocken der Heimath. Doch wer im gesicherten Besitz, im Frieden der alten Heimath lebt, ahnt kaum, wie sie bei denen läuten, die in Sturm und Noth, in Kampf und Sieg draußen stehen auf fernen Posten. Ich meine in aller Bescheidenheit, man sollte sich darum ein Bißchen mehr kümmern in dem großen Deutschen Reich. Wenigstens die dichterischen Gaben, die wir dem alten Mutterland darbieten, sollte man vom Weg auflesen. Das verpflichtet zu nichts.

Wien.

Adam Müller-Guttenbrunn.

Selbstanzeigen.

Der kalte Eros. Ugel Juncker Verlag in Berlin.

Des Buches Landschaft (dessen Hauptperson, möchte ich sagen) ist die majestätische römische Campagna, sind die wilden pontinischen Sümpfe. Die Seele der Campagna ist Melancholie. Ihre Melancholie ist eine Sehnsucht nach Liebe und Frucht. Aber Alle, die sie an sich zieht, muß sie mit ihrem Malariaathem vergiften. Die Größe der Tragödie ist über ihr. Fürst Manlio ist der letzte, der überfeinerte Sprößling des alten römischen Geschlechts der Fortebrancas. Eine kurze Weile verleibt die junge Liebe der ferngejunden Elsa ihm einen Ansporn zu edlem Willen und Thatkraft. Nach ihrem brutalen Bruch aber ist er ein Wrad. Als viele Jahre später eine neue Liebe an seine Energie appellirt, findet sie die eigenthümlische Schönheit seiner Seele vergiftet und vergiftend wie die Campagna, in der seine Güter liegen. Sie ist reich veranlagt, geschaffen für ein Leben in edler Schönheit; aber eine brutale Ehe verleibt und zerstört das Sinnenleben des blutjungen Mädchens und vergiftet hierdurch auch ihre Sittlichkeit. Sie ist erotisch erkaltet. Unwiderstehlich zieht es sie zu der Seele der Männer, während deren Körper ihr unüberwindlichen Widerwillen einflößt. Als sie einfieht, daß ihr Körper der Preis für Manlios Seele ist, den sie liebt, versucht sie, das tragische Opfer zu bringen, das ihr Untergang wird. Ihr Schicksal greift tief in ein ernstes Eheproblem der modernen Menschen.

Dr. Emil Rasmußen.

Bernard Shaw. S. Fischer in Berlin. 6 Mark.

Dieses Buch wirbt um die Ehre, ein Werk von vollkommenster Subjektivität zu sein. Denn von einem ganz lebendigen Menschen ist es geschrieben und handelt von einem in ungewöhnlichem Grade lebendigen Manne. Es handelt von einem Manne, dem alle Dinge, Gedanken und Gefühle, Wissenschaften und Künste nichts als Waffen sind, Waffen, seinen Lebenswillen durchzusechten, ihm sichere Einheit nach innen, Macht nach außen zu erstreiten; und es ist geschrieben von einem Menschen, der im Kampf um die Bildung seiner Lebensmacht diesen Mann wiederum selber ergreift als eine gute Waffe, als Schild und als Schleuder. So ist weder im Sinn des Betrachters noch im Wesen des Betrachteten Etwas von jenem Fertigen, erstorben Feststehenden, Willenerlösten, dessen kritischer Niederschlag Formulierungen von endgiltig befestigter Wissenschaftlichkeit, von ruhender Objektivität sein könnten. In diesem Manne Shaw ruht nichts und ist nichts endgiltig, es sei denn sein Bewegungswille. Wort und Wesen, Vorstellung und Fühlen wechselt er mit jedem neuen Wind, der über seinen Weg fährt und ihn trägt oder rückwirft. Aber freilich: er ist Keiner, der den Mantel nach dem Winde hängt, um sein bequemeres Fortkommen zu haben. Er ist der Kapitän eines Segelschiffes, schwimmt

auf der hohen See unserer Zeit und glaubt, an Bord Alles zu führen, was werthvoll und lebenswillig unter den Gütern der heutigen Menschen ist. Und nun setzt er die Segel nach dem Wind, weil er zum Ziel will, weil er den praktischen, ganz lebendigen Willen zum Ziel hat und nicht den dogmatischen Ehrgeiz, sein Steuer quer durch jede Strömung zu halten, gerade, steif und unbeweglich. Es sind ganz gewiß die zahlreichen Werthobjekte der Zeit, die er an Bord führt, es ist zweifellos das außerpersönliche Ziel, was der vielbewegten Lebensfahrt dieses Mannes ein Interesse verleiht. Bernard Shaw ist ein höchst geschäftiger, höchst geschickter und, wie es scheinen will, auch sehr erfolgreicher Agent seines Ruhmes gewesen; aber ich hielte es nicht der Mühe werth, drei Zeilen lang über den Mann zu sprechen, wenn ich nicht wüßte: Der will seinen Ruhm als einen Wind mehr in die Segel seiner Sache, er ist Keiner von denen, die allen Stoff der Welt aufbrennen, um ihr kleines Ich ins Licht zu setzen. Daß sie von hundert objektiven Inhalten schwer ist, macht selbstverständlich Gewicht und Würde auch dieser Persönlichkeit aus. Aber was diesen Inhalten Leben, Wirksamkeit und Reiz verleiht, ist dies neue Individuum, das mit mächtigem Willen diese Dinge anspannt, richtet, organisiert, formt und umformt im Druck der bewegten Gegenwart. Alle Kräfte dieses Mannes werden erst im Kampf, im Fluß, in der Wandlung des Lebendigen sichtbar. Das ist die subjektive Natur meines Stoffes.

Und nicht anders steht es mit der Subjektivität des Verfassers. Wäre Das, was mich treibt, nach diesem Manne Shaw zu greifen, nicht mehr als die zufällige Laune und Bedürftigkeit eines isolirt absonderlichen Individuums, ich dürfte von keinem ernstern (in meinem Sinn „ernstern“) Menschen verlangen, daß er nur drei Zeilen in diesem Buch lese. Aber ich muß wohl, wie jeder Schriftsteller, der sich ernst nimmt, an die objektiven Werthe glauben, die großen Gemeinsamkeiten, überpersönlichen Gültigkeiten, die den Inhalt meines Seins, das Ziel meiner Bewegung ausmachen. Ich muß vertrauen, daß mein Ich, in tiefere Schichten unserer Zeit die Nährwurzeln streckend, heute hundert Dinge als persönlichste Angelegenheit umspannt, die in Wahrheit heute Angelegenheit aller Menschen sind, Dinge, die sich als „objektive Werthe“ erkennen ließen, wenn es einen Standpunkt außerhalb dieses gegenwärtigen, kämpfenden, lebendigen Lebens gäbe, um diesem Leben zuzuschauen. Wenn; aber Dem ist nicht so. Ich stehe im Kampf und weiß mich Partei, Parteigänger meines tiefsten, eigensten Lebenswillens. Der allein hebt mir die Dinge in bedrohlich beglückende Nähe, macht erst im Licht meiner Subjektivität alle Objekte formbar, sichtbar, greifbar. Als eine Waffe zu seiner reineren Erfüllung hat heute mein Wille das Phänomen Shaw ergriffen: nun habe, halte und nütze ich ihn, wie dieser Shaw etwa den Schopenhauer und Marx, den Wagner und Ibsen ergriff. Ich glaube im Glück dieser Aneignungsarbeit oft, den wahren, den objektiv richtigen Shaw zu haben; aber ich weiß mit meinem besten Bewußtsein, daß ich dafür gar keine

Garantie übernehmen kann, daß ich letzten Endes nur meinen mir nöthigen Shaw zu bieten habe.

Homo homini lupus: wenn in besseren Tagen dieser Satz vielleicht einmal seine Geltung in der materiellen Welt verliert, ewig wird er unter den Geistern gelten. Sie ergreifen, bewältigen, verschlingen einander und suchen in Begeisterung, Liebe und Verehrung ewig den Nährstoff zu ihres Selbst Erhaltung. Zwischen dem Richard Wagner, den Chamberlain sieht, und dem, den Nietzsche der Aeltere und Shaw sehen, ist nicht viel Gemeinsames; es sind drei verschiedene Menschenbilder. Aber es ist jedesmal das Bild, das der Bildner als das richtige und wirkliche gewinnen, festhalten und verfechten mußte von seinem Standpunkt, seinem zu haltenden Selbst aus. Der Mensch schafft den Menschen nach seinem Ebenbild. Und nichts mißt vielleicht besser Rang und Größe einer Persönlichkeit aus als die Feststellung, wie viele und wie verschiedene solcher Bildausnahmen sie möglich und nöthig macht. Nöthig: weil sie hoch genug ragt, um von wahrhaft umsichtigen Menschen nicht übersehen werden zu können. Möglich: weil sie in ganz gerundeter Vollplastik dasteht, von jedem möglichen Punkt andere Ansicht bietend. (Es sind die minder ausgeführten Menschen des Schöpfers, die gleichsam im Halbrelief dastehen, schön nur für Beschauer auf einer Seite, sonst kaum oder gar nicht sichtbar: Zinzendorf nicht Christus, Marlowe nicht Shakespeare, Roon nicht Bismarck.)

Shaw ragt heute hoch genug auf; man muß ihn sehen. So gebe ich denn mein Bild, meine Ansicht von ihm. Vielleicht ist sie nicht „richtiger“, nicht objektiv gültiger als (nach meiner Ansicht) seine Ibsenaufnahme. Aber Das will ich dann, als sein konsequenterer Schüler, vor ihm voraushaben: ich ambitionire keine allgemeine Gültigkeit. Ich behaupte nicht, den Shaw für alle Welt zeichnen zu können; ich fertige dies Bild, wie mein Lebensbedürfniß, mein Lebenswille es mich zeichnen heißt. Und ich werde mich freuen, wenn ich recht Viele auch in diesem Punkt „zu meiner Ansicht“ belehren kann. Denn wer ein Ding so sieht wie ich, muß bald alle so sehen: er ist auf meinen Standpunkt getreten. Meine Lebensanschauung wird dann über ihn Macht haben, wird die seine werden; und Das halte ich natürlich für sehr wünschenswerth, denn ich fühle meinen Willen natürlich als den besten. Ich glaube an die objektiven Werthe meiner Anschauung in diesem Punkt wie in allen Punkten. Aber ich erhebe nicht das Dogma der Wissenschaftlichkeit. Ich glaube an den Werth der Kräfte, die mein Wille einschließt und entfaltet; aber ich mache mich nicht anheißig, ihn zu beweisen. Im Wirken soll sich ihr Fluch oder Segen erproben. So lange sie als lebendige Kräfte in einem Lebendigen wandelnd und wachsend im Kampf stehen, wird es keinen Punkt geben, sie als fertig bewerthbare anzuschauen. Ich trete nicht aus mir heraus, wenn ich ein Buch schreibe; ich trete für mich ein. Der Werth solchen Buches steckt dann freilich nicht in seinen Feststellungen, sondern in seiner Bewegungskraft.

J u l i u s B a b.

Ulbrich & Co.

Seit der Herbstkrisis von 1907 sind die Vereinigten Staaten nicht wieder in behagliche Ruhe gekommen. Denn die paar Börsenmänner brachten zwar ein Weilchen Glanz, nicht aber dauernde Freude. Nach der Präsidentenwahl, hofft man, wirds besser werden. Wenn Morgan nicht gewesen wäre, hätte das neue Jahr mit einer Finanzkrisis begonnen. Das Schauspiel erinnerte schon an den Oktober 1907. Einzelne Depositenbanken kamen in Verlegenheit und das Publikum forderte an vielen Kassenschaltern sein Geld zurück. Im Jahr 1907 gieng um Hunderte von Millionen. Bei der Knickerbocker Trust Company und den zwanzig anderen Trustgesellschaften, die ihre Schalter sperrten, lagen 400 Millionen Dollars Depositen. Diesmal wars nicht so arg. Die nach der großen Krisis auf den Trümmern der Hamilton Bank errichtete Northern Bank des Herrn Josef Robins, der als Robinowitsch nach Amerika gekommen war, hatte 7 Millionen Dollars Depositen. Nach ihr kam die Washington Savings Bank in die Klemme (1½ Millionen Dollars Spargelder). Acht Tage später wankte die Carnegie Trust Company unter dem Ansturm ihrer Gläubiger. Der Name des vielgepriesenen Stahlkönigs Andrew Carnegie, der mit ihr nichts zu thun hat, war nur das lockende Reklameschild. Die Depositen betruhen hier 8 Millionen Dollars; darunter war auch ein Guthaben der Stadt New York, das durch persönliche Beziehungen des Stadtkämmerers Hyde zu dem wichtigsten Aktionär der Bank in deren Kasse gekommen war. Auch in der Madison Trust Company, in der zwölften und der neunzehnten Bezirksbank von New York sah es schlimm aus. Da griff Morgan ein. Die drei Institute wurden mit Geld versehen und konnten ihre Gläubiger befriedigen. Der Banksuperintendent erklärte, die Epidemie sei erloschen. Ist sie wirklich?

Im Dezember 1910 sagte der Schatzsekretär McVeagh in seinem zweiten Bericht an den Kongreß, auf Ruhe sei nicht zu rechnen, so lange das alte System des Bank- und Notenwesens nicht beseitigt sei. „Paniken können vermieden werden, aber nicht unter unserem Finanzsystem. Das begünstigt die Entstehung von Krisen, während die Organisation der Umlaufsmittel in allen anderen großen Wirtschaftsländern die Möglichkeit giebt, Katastrophen zu verhindern.“ Vier Wochen danach hielt, beim Festessen der American Association of Commerce and Trade in Berlin, Herr von Gwinner eine Rede über das Thema, das McVeagh gestreift hatte; und auch der Direktor der Deutschen Bank empfahl dringend die Aenderung des Systems. Amerika brauche eine Centralnotenbank nach dem Muster der Deutschen Reichsbank, denn es vermag, bei all seinem Reichthum, nicht den Umlauf seines Papiergeldes dem jeweiligen Bedarf anzupassen. Vor drei Jahren sei in Chicago unmöglich gewesen, 100 Dollars in Bargeld zu erhalten. Eine Centralbank aber werde ihre Geschäfte mit der größten Goldreserve der Erde, mit einem Goldvorrath von 900 Millionen Dollars, beginnen

können. Vielleicht wäre der Fundus sogar noch größer; jedenfalls größer als die wegen ihrer Breite bewunderte Golddecke der Bank von Frankreich. Eine Woche nach Swinners Warnung erschien Senator Aldrich, der Vorsitzende der Monetary Commission, mit einem neuen Reformplan; freilich mit einem, der noch Skizze ist. Da die Monetary Commission, die eine Finanzreform vorbereiten soll, seit mehreren Jahren an der Arbeit sitzt, konnte man ein besser durchgearbeitetes Programm erwarten. Herr Aldrich hat die europäischen Einrichtungen studiert, schätzt sie sehr hoch, hält aber noch andere Wege als unsere für gangbar. Die vielen Nationalbanken (es giebt heute über 7000) sollen bleiben; nur die lokalen Bankverbände vereinigt werden. Eine mit einem Kapital von 300 Millionen Dollars ausgestattete Centrale, die Reserve Association of America, soll die Nationalbanken in sich aufnehmen. Wenn sie das Banknotenmonopol hat, ist die Centralbank fertig. Aber wie lange kann es dauern, bis man dieses Ziel erreicht? Aldrich will das System der Nationalbanken nicht beseitigen, sondern deren Empfindlichkeit schonen. Das zeigt die untere Begrenzung des Aktienkapitals auf 25 Millionen für Mitglieder der neuen Einrichtung (die kleineren Nationalbanken würden also fortbestehen) und die geringe Zahl der geplanten Filialen. Der Grundpfeiler und Grundfehler des amerikanischen Notensystems, die Deckung durch staatliche Schuldverschreibungen statt durch Dreimonatsaccepte, bleibt, wie er war. Das ganze Projekt sieht aus, als wäre es nur zur Beruhigung der öffentlichen Meinung erfunden. Die amerikanische Banknote hat vollen Werth; aber ihre Gesamtmenge kann nicht den Schwankungen des Bedarfs angepaßt werden. Der Apparat der Deckung ist zu schwerfällig. Die Emission von staatlichen Schuldverschreibungen, also von Effekten, vollzieht sich unter ganz anderen Begleiterscheinungen als das Diskontieren von Wechseln. Da die Ueberwachung des Geldmarktes durch eine Centralstelle fehlt, giebt es keine Diskontpolitik im deutschen Sinn; kein Warnungssignal im Augenblick der Gefahr; keine Anpassung der Geldmenge an den Bedarf. Drüben ist entweder enge Geldklemme oder Ueberfluß. Und Aldrichs Plan, der wohl nur die Mahner beruhigen soll, wird das Gleichgewicht sicher nicht herstellen.

Daß er rasch verwirklicht wird, ist nicht anzunehmen. Das amerikanische Bundesgesetz über das Notenbankwesen (The National Bank Act) ist siebenundvierzig Jahre alt und im Wesentlichsten nicht verbessert worden. Dem Sehnen nach einer Centralbank stemmen sich immer wieder politische Bedenken entgegen. Wenn nicht alle vier Jahre ein neuer Präsident gewählt werden müßte, ginge es vielleicht. Aber was sind vier Jahre für einen Fabius Cunctator? Jeder amerikanische Schatzsekretär, mag er Shaw, Corteshou oder McWagh heißen, muß sich der „großen Politik“ unterordnen. Zu der gehören auch die Wünsche der Großfinanz, die allein in den 7200 Nationalbanken ein Stammkapital von einer Milliarde Dollars und einen Depositenschatz von 5500 Millionen, also zusammen 26 Milliarden Mark, liegen hat.

Die Nationalbanken zählen sich zur vornehmsten Gattung der Depositenbanken, weil sie, durch die National Bank Act, eine gesetzliche Kontrolle über das Depositengeschäft haben. Außerlich zweiter Garnitur sind die Trust Companies und alle Localbanken, denen das Recht zur Notenausgabe fehlt. Die Trustgesellschaften, deren es etwa 1500 giebt, spielen aber in der Kredit- und Geschäftswelt keine kleine Rolle. Da sie frei sind, können sie ihren Kunden höhere Zinsen geben als die Nationalbanken; deshalb strömen ihnen die Depositengelder zu. Die Summe des fremden Kapitals, das in den Trustbanken steckt, ist mit drei Milliarden Dollars sicher nicht zu hoch gegriffen. Die Nothwendigkeit einer Zusammensetzung des Geldumlaufes war aus der raschen Zunahme der Nationalbanken zu entnehmen. Im Jahr 1900 gab es 3800; 1910 hatte die Zahl sich beinahe verdoppelt. Im Jahr 1864, als das Notenbankgesetz in Kraft trat, gab es 508 Nationalbanken mit einem eingezahlten Kapital von 87 Millionen Dollars und 122 Millionen Depositengelbern. Die älteste amerikanische Bank ist die Bank of North America in Philadelphia, die seit 1782 besteht. Sie gehörte anfangs zu den Staatenbanken, die ihre Konzession von dem einzelnen Bundesstaat erhalten. Etwas einer Centralbank Aehnliches gab es drüben schon zweimal. Erstens die Bank of the United States, die 1791 geschaffen wurde und, trotz rühmlicher Arbeit, mit dem Ablauf ihres Privilegs im Jahr 1811 ihr Ende erreichte. Die Staatenbanken hatten an Macht gewonnen und drängten die Regierung, auf die Erneuerung des Centralbankprivilegs zu verzichten. Im Bereich der Staatenbanken hatte sich nach und nach eine richtige Kantönlwirthschaft entwickelt. Ungefähr wie im Deutschland der Zeit, wo man eine bayerische, württembergische oder badische Banknote in Preußen oder Sachsen kaum anbringen konnte. Im April 1816 entstand die zweite amerikanische Centralbank; sie hatte wechselvolle Schicksale, ohne je rechte Volksthümlichkeit zu erlangen; wurde vom Präsidenten Jackson mit hartnäckiger Feindschaft beehrt; und hauchte 1836 ihr Leben unter den Fußtritt politischer Gegner aus. Dieses war der zweite Streich, der gegen eine Bank of the United States geführt wurde. Senator Aldrich weiß, warum er den Weg scheut, der an dieses Ziel zurückführen könnte. Er kennt seine Landleute und hat das amerikanische Bankwesen wohl mit noch größerem Nutzen als das europäische durchaus studirt. Trotzdem man von einer bis in die Kindheit der Vereinigten Staaten zurückreichenden Tradition sprechen könnte, ist die Hoffnung, die Centralnotenbank durchzusetzen, noch immer gering. Theoretiker und Praktiker wissen, daß sie nöthig ist und nützlich würde, und mancher stimmt im Stillen dem Schatzsekretär zu, der gesagt hat, daß die Vermeidung von Wirthschaftskrisen, die Unsummen verschlingen, nicht einen Cent kosten würde. Nur eben: im Stillen. Selten hat Einer den Muth zu lauter Rede. Allzu wichtige Interessen stützen das Bestehende; und schon die Nationalbanken sind (oder: scheinen) zu stark, als daß der Kampf raschen Sieg bringen könnte. Ob Herr von Swinner mit seiner

Rede mehr ausrichten wird als Laits Finanzgehilfe? Die Amerikaner sind klug; und müßten sich schließlich doch sagen, daß der Leiter des größten und dem amerikanischen Geschäft nächsten Institutes nicht so eindringlich warnen würde, wenn die Zustände nicht wirklich schlimm wären.

Mit kleinen Nachhilfen kann man über den „Drang der Umstände“ hinwegkommen. Herr Aldrich hat sich als Praktiker auf diesem Gebiet bewährt. Das dem Geldmarkt dienende Nothstands-gesetz, die Aldrich-Breelandbill, ist sein Werk. Das auf Grund dieser Bill zu schaffende „Nothgeld“ hat die Merkmale der mitteleuropäischen Banknoten. Die Aldrich-Breeland-Noten dürfen nämlich auch durch Kaufmannsaccepte gedeckt werden. Was hier Ausnahme ist, für Fälle der Noth, müßte Regel sein: dann würde dem Geldmarkt geholfen. Das Gesetz trat am dreißigsten Mai 1908 in Kraft; es war eine Folge der Oktoberkrisis von 1907. Man wollte, ganz wie heute, schnell ein beruhigendes Tränkelein brauen. Aber die Wirkung hatte keine Dauer. Die Banken widersprechen einer Hauptbedingung des Gesetzes. Mehrere Institute sollen sich zu Currency Associations vereinen und mit gemeinsamer Haftpflicht das Nothgeld emittiren. Gegen diese Verpflichtung regt sich starker Widerspruch. Die soliden Banken wollen nicht mit ungefunden Anstalten zusammengepöckelt werden, für deren faule Noten sie am Ende aufkommen müssen. Wenn die Aldrich-Breelandbill abgelaufen ist, muß ein neues Nothstands-gesetz kommen. Die bunte Musterkarte amerikanischen Zahlungsmittel verträgt die Einführung neuer Typen. Neben den Gold- und Silbermünzen giebt es Nationalbanknoten und Greenbacks. Das ist ein volksthümlicher Name für die United States Notes, die eigentlichen Schatzscheine, die unbegrenzt als gesetzliches Zahlungsmittel fungiren. Eine Sonderstellung haben die Gold- und Silbercertifikate: Anweisungen, die das Schatzamt gegen Hinterlegung von Gold- oder Silbermünzen giebt. Ihre Eigenschaft als Geld ist insofern beschränkt, als der Staat sie nur bei Entrichtung aller öffentlichen Abgaben in Zahlung zu nehmen braucht; doch dürfen sie in die gesetzlichen Bankreserven eingefügt werden. Noch enger begrenzt ist das Gebiet der Clearinghouse Loan Certificates, die eine Art Nothstandsgeld unter den zum Clearinghouse gehörenden Instituten sind. Das Clearinghaus giebt, gegen Hinterlegung von Werthpapieren oder Wechseln durch die ihm bekannten Banken, die Scheine aus, die im Abrechnungsverkehr das Geld ersetzen.

Die Politik der kleinen Mittel beherrscht der Panee. Er läßt das Notenbankgesetz unberührt, greift nicht mit rauher Hand in den Zauberkreis der Nationalbanken und schützt sich gegen die Noth durch die Einführung neuer Methoden der Geldproduktion. Man sollte glauben, daß ihm die Umlaufsmittel nie fehlen können. Dennoch werden sie immer wieder knapp; und es zeigt sich, daß nur ein Land, durch dessen Andern der Geldstrom rasch kreist, sich mit Recht reich nennen darf.

L a d o n.

MURATTI *Cigarettes*

Manchester



Einheitspreis für
Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin

Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstrasse 182
Basel — Wien I — München — Zürich usw.



Sperminum Poehl

bewirkt physiologische Oxydation der im Körper angesammelten Ermüdungstoxine, regt die Gewösbastung an, daher die von ersten Klinikern erzielten Erfolge bei Stoffwechsellkrankheiten, Herzleiden, Marasmus, Arteriosclerose, bei Uebermüdung und in der Rekonvaleszenz. — Erhältlich in den grösseren Apotheken. — Reichhaltige Literatur versendet gratis das Organotherapeutische Institut Prof. Dr. v. Poehl & Söhne (St. Petersburg). Abt. Deutschland Berlin SW. 68 u. Bitte stets Original „Poehl“ zu fordern.



Elektrisches Plätteisen im Gebrauch

Elektrische Heiz- u. Koch- Apparate

Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt

Königgrätzerstr. 4

	Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	
--	--	--

WINTERGARTEN

Letzte Vorstellungen!

Das **La belle Leonora**
 Spanische Tänzerin,
Mlle. Denarbers
Luftballonfahrt
 über d. Köpfe d. Publikums,
Ethel Levey
 amerikanische Sängerin
 und weitere
12 Star-Attractionen **12**

Thalia-Theater

 Dresdenerstr. 72/73. **8 Uhr.**

Polnische Wirtschaft.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

 Demnächst er-scheint
 Katalog 56:

Deutsche Literatur u. Uebersetzungen.

 Zusendung umsonst und postfrei.
Paul Graue, Antiquariat,
 Berlin W. 35, Lützowstraße 31.

Neues Operetten-Theater

 8 Uhr abends:
 Freitag, 3. Febr.) **Die schöne Risetete.**
 Sonnab., 4. ")
 Sonntag, 5. Febr. nachm. 3 U.: Die Glocken v.
 Corneville; abends 8 U.: Die schöne Risetete.
 Weitere Tage siehe Anschlagpläne.

CIRKUS BUSCH.

Grosses Gala-Programm

u. a. die neue gr. Ausstatt.-Pantomime

„Armin“

(Die Hermannsschlacht).

Chat noir

 Friedrichstr. 165, Ecke Behrenstr.
 Dir. Rudolph Nelson.
 Tagl. 11—2 Uhr nachts.

Neues Programm!
Theodor Franke
 und mit seinen beliebtesten Vortragern!

Lichtspiele

Mozartsaal

Nollendorfsplatz

 Wöchentlich
 neuer Spielplan

Jeden Sonnabend:

Première

Täglich geöffnet:

Wochentags ab 6 Uhr, Sonntags ab 3 Uhr.

Eintritt jederzeit.

Ende 11 Uhr.

Programm und Garderobe frei.

B



N^o 3 4 5
Preis 3 4 5 Pfg. d. Stück
in eleganter Blechpackg.

**JASMATZI
JELMAS
CIGARETTEN**

In Persien, und zwar in der bedeutendsten Handelsmetropole des Landes, in Tebris, ist eine Filiale, die von eigenem deutschen Personal geleitet wird, errichtet. Dies ist die erste Ansiedlung eines deutschen Teppichhauses in Persien.

Versand nach allen Ländern, auch an Private direkt ab Persien.

Voranfragen an

Reinhart von Oettingen, Teppich-Haus, Tebris-Persien.

*Reinhart von Oettingen, Perser-Teppich-Handlung,
Berlin W. 9, Eichhornstrasse No. 1.*

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Konservatorium Klindworth-Scharwenka

BERLIN W., Genthinerstrasse 11.

ZWEIG-ANSTALT: Uhlandstrasse 53.

Direktorium Prof. Xaver Scharwenka, Prof. Philipp Scharwenka,
Kapellmeister Robert Robitschek.

	Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	
--	--	--

Metropol - Theater.

Allabendlich:

Hurra —**Wir leben noch!!!**

Gr. Ausstattungsrevue in 9 Bildern von S. Freund. Musik v. V. Hollaender. In Szene gesetzt von Direktor R. Schultz.

Kleines Theater.

Täglich abends 8 Uhr:

**Die verflixten Frauenzimmer.
Erster Klasse.****Victoria-Café**Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.**Gebt Herrnfeld Theater**

Anfang 8 Uhr.

Vorverkauf 11—2.

Zwei Schlager**Eine verlorene Nacht****Er, Sie und Er**

mit Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

„Moulin rouge“

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.**Berliner Eis-Palast**

Lutherstraße 22—24.

Geöffnet von 10 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts.

Allabendlich: Auftreten erster Eislaufkünstler u. -Künstlerinnen
und Vorführung größerer Eislauf-Ballets mit pompöser Ausstattung
und überraschenden Lichteffekten.**SANS-
SOUCI****Vornehmstes Restaurant**

(Five o'clock tea)

KURFÜRSTENDAMM 217

ECKE FASANENSTRASSE

Hillengass & Eberbach.**„CLOU“**Mauer-
Strasse 82
Zimmer-
Strasse 90-91**Berliner Konzerthaus****Täglich: Gr. Konzerte voller Orchester**

Anfang 8 Uhr :: Blockheft: 10 Karten 3 M. :: Eintritt 50 Pf.

Wochentäglich nach-
mittags 4—7 Uhr: **Gr. Promenade-Konzert** (bei freiem
Eintritt)Sonn- und Festtags 12—2 Uhr: **MATINEE.**

Norddeutscher Lloyd, Bremen



**Vergnügungs-
und
Erholungs-
reisen
ZUR
See**

mit erstklassigen Dampfern regulärer Linien nach
**Ägypten, Tunesien, Algerien, Sicilien, Griechen-
 land, Konstantinopel, Kl.-Asien, dem Schwarzen
 Meere, Palästina u. Syrien, Spanien u. Portugal,**

==== **Madeira u. s. w.** =====

**Ceylon, Vorder- u. Hinterindien, China,
 Japan und Australien**

Reisen um die Welt

Im Anschluß an die Mittelmeerdampfer des Nord-
 deutschen Lloyd verkehrt regelmäßig zwischen
 Hamburg—Bremen—Genua und umgekehrt der

Lloyd-Expresß (Luxus-Zug) über Köln-
 Wiesbaden—Basel—Mailand

Nähere Auskunft erteilen:

Norddeutscher Lloyd, Bremen

sowie dessen sämtliche Agenturen.



Werden Sie Redner!

Lernen Sie groß und frei reden!

Gründliche Ausbildung durch unseren tausendfach bewährten
 Fernkursus für **praktische Lebenskunst, höhere Denk-
 freie Vortrags- und Redekunst.**

Unsere einzig dastehende, leicht faßliche Bildungsmethode garan-
 tiert die absolut freie und unvorbereitete Rede. Ob Sie in öffentl.
 Versammlungen, im Verein oder bei geschäftlichen Anlässen reden,
 ob Sie Tischreden halten oder durch längere Vorträge Ihrer Über-
 zeugung Ausdruck geben wollen, **immer und überall werden Sie nach
 unserer Methode groß, frei und einflußreich reden können.**
 Erfolge über Erwarten! Anerkennungen aus allen Kreisen. Prospekt gratis von
R. HALBECK, Berlin 474, Friedrichstraße 243.

Hôtel Hamburger Hof Hamburg



— Jungfernstieg —

Gänzlich renoviert.

Schönste Lage am Alsterbassin.

Ruhigstes Haus.

Zimmer von Mark 5.— an
inclusive Frühstück, Bedienung
und Licht.

Telefon in den Zimmern.

Sanatorium Buchheide
Finkenwalde b. Stettin
für Nervenkranken, speziell Entziehungskuren: Morphin, Alkohol, Cocain etc.
Leit. Arzt Dr. Colla.

Alkoholentwöhnung

zwanglose Kuranstalt Rittergut
Nimbach bei Sagan, Schlesien.
Aerztl. Leitung. Prosp. frei.

Sanatorium Schierke im Harz
am Fusse des Brocken

Physikal.-diät. Heilanst. f. Nervenleidende,
Herz- und Stoffwechselkranke, Erholungs-
bedürftige, Rekonvaleszenten etc.
Alle modern. Kureinrichtungen vorhanden.
Anerkannt schöne und geschützte Lage.
Das ganze Jahr geöffnet.

San.-Rat Dr. Haug.

Schockethal bei
Cassel
Physikal.-diät. Heilanst. m. modern.
Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. gesch.
Lag. Wintersp. Jagdgelegenh. Prosp.
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaum|Hlrl

≡ Berlin-Zehlendorf-West ≡ Waldsanatorium Dr. Hauffe

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige), Rekonvaleszenten, Erholungsbedürftige.

==== Beschränkte Krankenzahl. ====

Dr. Möller's
Sanatorium
Dresden-Loschwitz.

Diätet. Kuren
nach Schroth

Herrliche Lage.
Wirks. Heilverf.
i. chron. Krankh.
Prosp. u. Brosch. frei.

Ober-Krummhübel Touristenheim

Besitzer: Alex Rischke.

Sommer und Winter geöffnet.

Vornehm ruhige Lage, direkt im Walde, 740 m Seehöhe.
Schöne Aussicht nach dem Hochgebirge.

Station für jeglichen Wintersport.

Fay's ächte Sodener-Pastillen

Jede Schachtel muß unbedingt den Namen Fay tragen und weise man alle Nachahmungen stets zurück. à Schachtel 85 Pfg. überall erhältlich.

Altbewährt gegen Husten und Heiserkeit

Reform-Gymnasium Zürich

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Bewegliche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

Jährlich zirka 40 Abiturienten.



Emser Wasser

Heilbewährt bei *Katarrhen, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Magensäure, Influenza u. Folgezustände.*
Überall erhältlich in Apotheken, Drogerien und Mineralwasser-Handlungen.

Hohenhonnet am Rhein



Am Südwestabhang des Siebengebirges, 180 m über dem Rheintal, in herrlicher Lage. Sommer und Winter geöffnet. Vollkommenste Einrichtung. Regelmässige Erfolge. Leitender Arzt Professor Dr. Meissen. Ausführliche Prospekte durch die Direktion.

Sanatorium für Lungenkranke

Morphium-Heilanstalt. Entwöhnung
mildester Form ohne Spritze.
(Alkohol) Dr. Fromme, Stellingen (Hamburg).

Das grösste Automobilrennen in Mexico,

das auf der Strecke zwischen Mexico und Puebla zum Austrag gelangte, endete mit einem glänzenden Siege der deutschen Reifenmarke „Continental“. Der 1., 2., 3., 4. und 5. Preisträger im Generalklassement (Kategorie schwere Wagen) benutzten „Continental-Pneumatik“ und schreiben ihre Erfolge in erster Linie der Bereifung zu, um so mehr, als während der ganzen Fahrt bei denkbar schlechtesten Wagen kein Continental-Reifen gewechselt zu werden bedurfte.

Autoren

welche ein belletristisches oder wissenschaftliches Buch geschrieben haben und einen Verleger dafür suchen, der es nach modernen drucktechnischen Prinzipien ausstattet und rühlig vertreibt, setzen sich mit dem **SILVA-VERLAG, BERLIN W. 9, Link-Strasse No. 31,** in

Verbindung

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen. **Modernes Verlagsbureau Curt Wigand** 21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur **Veröffentlichung gut. Arbeiten in Buchform.** Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 101.

Sanitäre

Artikel

Preisliste u. Brosch. grat. und franko. **Dr. Hentschel & Co.** Berlin 125, Moritzstr. 18.

Bar Geld

verleiht gegen Kautionsrückzahl, an jedem reell und schnell die seit 6 Jahren besteh. Firma **C. Gründler, Berlin S.O. 422, Oranienstrasse 105a.** Prov. erst bei Auszahlung. Grösster Umsatz seit Jahren.

2. Auflage erschienen. 1911.

Beiträge zur Indischen Erotik.

Das

Liebesleben des Sanskritvolkes

nach d. Quellen dargest. v. R. Schmidt. 632 Seit. Br. 12,— M. Geb. 14,— M. (Die 1. Aufl. kostete umgeb. 30,— M.)

Das Kamasutram.

(Di: Indische Liebeskunst)

Aus d. Sanskrit übersezt von R. Schmidt. 3. Aufl. 500 Seit. Br. 12,— M. Geb. 14,— M.

Ausführt. Prospekte ill. kultur- u. sitten-gesch. Werke u. Ansignarverzeichn. gr. fro. **H. Barsdorf, Berlin W. 30, Pachtallenburgerstr. 161.**

Dr. Ziegelroth's

Schriften:

Arterienverkalkung 3. Aufl. M. 1,50

Petribiligkeit M. 2,50

RBC für junge Mütter 5. Aufl. M. 2,00

Zu beziehen durch **Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Krummhübel** (Rsgb.)

Nach der Handschrift beurteilt. (20 Jähr. Pr.)

Charakter

Prosp. fr. Psycholog: P. P. Liebe. Augs'urg.

Magenleiden! Stuhlverstopfung! Hämorrhoiden!

kann man selbst heilen.

Auskunft ert. kostenlos gerne an jedermann Krankenschwester **Marie, Nicolastr. 6** Wiesbaden. K. 24.

Ohne Anzahlung

5 Tage zur Probe

liefern wir gegen **bequeme Monatsraten**

photographische Apparate aller Systeme und in allen Preislagen, ferner Original-

Goertz Trieder-Binocles

I. Reise, Jagd, Militär, Sport etc.

III. Camera-Katalog gratis.

Bial & Freund

Breslau u. Wien
Postfach
331 e



**WELT-DETEKTIV**

Auskunftei **PREISS-BERLIN 75** Leipziger Strasse 107 c1
Nähe Friedrichs'r. Tel. 1,3571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte über Vorleben, Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermögen, Einkommen, Gesundheit etc. von Personen an allen Plätzen der Erde. Diskrete Geschäfts-Credit-Auskünfte einzeln und im Abonnement. Grösste Inanspruchnahme.

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Auskunftei für Londoner Börsenwerte

68, Queen Victoria Street, London E.C.

Gegr. 1870 von S. Gumpel

oo

Geschäftsführer: H. Pauli

•• erteilt schnelle und unparteiische Auskunft über ••
•• alle an der Londoner Börse gehandelten Werte. ••

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 50000000.— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN.

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Barby a. E., Bismark i. Altin., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhausem (Kyffh.), Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmsstedt, Hersfeld, Hettstedt, Ilversgehofen, Kamenz, Kletze i. Altin., Langensalza, Leipzig, Lomsatzsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Schnitz, Sondershausen, Stendal, Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdeburg), Wurzen i. Sa. Kommandite in Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Aktiengesellschaft für Grundbesitz- verwertung

Amt VI, 6095

Amt VI, 6095

BERLIN SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt.

**Terrains :: Baustellen :: Parzellierungen
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke**

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Siegfried Falk, Bankgeschäft

— Düsseldorf, Bahnstrasse 43. —

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.

Spezial-Abteilung für Aktien ohne Börsennotiz.

— Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst. —

Stotterer erhalten schnell und sicher eine vollkommene natürliche Sprache in Prof. **und. Dennaerts Sprachheilstift Ehenach**. Pro-ekte ab. d. seit 40 Jahren ausgeübte und wissenschaftl. anerkannte, mehrfach staatl. ausgezeichnete Heilverfahren gratis. Leit. Arzt: **Dr. med. Höpfer**.

Geld verborgt Privatier an reelle Leute, 5%. Ratenrückzahlung 3 Jahre, Kramer. Postlag. Berlin 47.

Ehe-schliessungen **England** rechtsgültig, in Prosp. fr.: versch. 50 Pfg. **Breck & Co., London, E. C. Queenstr. 98/91.**

In älter Auflage erschien soeben:

Memoiren

d. Königl. Preussischen Prinzess Friederike Sophie Wilhelmine Schwester Friedrichs des Grossen
Markgräfin von Bayreuth
Von ihr selbst geschrieben. Mit Portrait. 2 Bde. 475 Seit. M. 5.—, Original. M. 6.50.

„ Russische Grausamkeit „
Einst und Jetzt. Von **B. Stern.**
Ein Kapitel aus der Geschichte der öffentl. Sittlichkeit in Russland. 297 Seiten m. 11 Illustrat. M. 6.—, geb. M. 7/2.
Ausführliche Verzeichnisse üb. kultur- und sittengeschichtl. Werke gratis u. franko.
**H. Barsdorf, Berlin W. 30, Aachener-
burgerstrasse 161.**

Reserviert für
J. S. DANZIGER SÖHNE, G. m. b. H.
Berlin W. 57, Bülowstraße 56.



Kalasiris
D. R. P. Patente aller Kulturstaaen.
Damen, die sich im Korsett unbehagen fühlen, sich aber elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen „Kalasiris“. Sofortiges Wohlbelinden Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit, kein Hochrutschen. Vorrügl. Halt im Rücken. Nasürl. Geruchhalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlankte Figur Für jeden Sport geeignet. Für ledende und korpuente Damen Special-Façons. Illuotr. Broschüre und Auskauf kostenlos von „Kalasiris“ **G. m. b. H., Bonn 3**

Fabrik und Verkaufsstelle: **Bonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 363.
Zweiggeschäft: **Berlin W. 56, Jägerstr. 27.** Fernsprecher Amt I, Nr. 2497.
Zweiggeschäft: **Frankfurt a. Main, Grosse Bockenheimerstr. 17.** Fernsprecher Nr. 9151.

Intern. Detective

Kassin & Mahlow, Berlin W. 7, Friedrichstr. 196.
Telephon I, 6230. — Spez.: Ehescheid., Aliment., Auskünfte, Ermittlungen.
Ia. Referenzen eines pensionierten königl. Kriminal-Kommissars.

Aufklärung

Professoren und Berzle verwenden und empfehlen nur unsere patentierte

Hygienische Erfindung.

Verlangen Sie gratis Prospekt!
Chemische Fabrik
„Nasovola“, Wiesbaden 36.

Verlangen Sie meine Preisliste über **Gummi-Strümpfe und Gesundheitspflege** usw. gratis. **Phil. Rümper, Frankfurt a. M. 31.**



Bei Blutarmut Bleichsucht

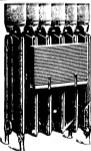
allgemeiner Körperschwäche, nach schweren Krankheiten, Operationen und Schwäche verwendet man mit **bestem Erfolge**

Perdynamin

ein seit Jahren erprobtes Stärkungsmittel, das auch von Kindern gern genommen wird und schon nach ganz kurzer Zeit Gewichtszunahme bewirkt. — In allen Apotheken zu haben, **Preis pro Original-Flasche M. 2.50.** Interessante Broschüre A versendet kostenfrei

**Chemische Fabrik
Arthur Jaffé**

Berlin O. 114. Alexander-Strasse 22.



Jede Heizung trocknet die Luft!

und erzeugt Disposition zu
Katarthen der Atmungsorgane.

„Hygrator“

Wasserverdunstungsbecken

aus Ton, zum Aufstellen oder Anhängen auf jeden Heizkörper, verdunstet viermal mehr als Blechbecken!

Verlangen Sie Broschüre 21 gratis.

F. L. Fischer, Freiburg, Breisgau.

OPEL Rüsselsheim ^a_M
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Sieben
erschienen:

Ein Frauenroman im höchsten Sinne des Wortes!

Karoline Kremer

Roman von Rudolf Heubner

Ea. 600 Seiten. Broschiert 5,50 Mk. Gebunden 6,50 Mk.

Der Dichter führt die Heldin dieses Buches an seiner Künstlerhand durch das Leben, an allen Pflichten vorüber, die einem Weibe werden können. Er schildert mit glänzender Feder und belebt mit köstlichem Humor; sein Werk ist ein wahrer Schatz für alle Kreise des Volkes, insbesondere für die deutschen Frauen!

• Verlag von L. Staackmann in Leipzig •

Neu erschienen!

Neu erschienen!

Die Kunstkammer

eine Sammlung von Gemälden unserer Zeit in farbiger Wiedergabe, ausgewählt und mit Texten versehen von **Ewald Bender**, verlegt bei **Römmler & Jonas, G. m. b. H., Dresden-A.**

Es sei gleichzeitig auf die bereits vorhandenen Publikationen

„Bunte Blätter aus aller Welt“ nebst
Sonder-Ausgaben „Dreifarbenkunst“

und Stillebenblätter empfehlend hingewiesen.

Die Kunst der Frau

ist ein sehr hübsch illustrierter Kaffee überliefertes, dem wir an erster Stelle im eben erschienenen Jahrbuch der Münchner Monatshefte „Die Kunst“ (Verlag Neumann, Neudammstraße 6) finden. Das reizvolle Thema ist bearbeitet auf Grund einer umfangreichen retrospektiven Ausstellung in der Wiener Sezession, die, wenn auch nicht identisch, so doch treffliches Material für die Beurteilung bietet, was die Frau in den letzten drei Jahrhunderten auf dem Gebiet der bildenden Kunst leistete, hat. — Neben unserer größten zeitgenössischen Künstler, Wilhelm Leibl, ist der große Ruf der Kunstgeschichte eines 60. Jahrhunderts gewandert; Dr. Beringer hat einen Juchend wie der Form noch gleich bedeutsamen Belegtext zu den schätzbaren Reproduktionen geschrieben. Von zwei jüngeren Künstlern, dem in kurzer Zeit zu großer Anerkennung gelangten Schwelger Maler Fritz Oßwald und dem Tiroler Bildhauer Christian Wollner, der die allgemeine Anerkennung zu weit höherem Maße, als sie ihm bis jetzt zuteil geworden ist, verdient, wird ferner eine Reihe ausgezeichneten Arbeiten gezeigt. In dem der angehenden Kunst gewidmeten Teil des Buches folgen: dann die überaus reich illustrierten Aufsätze: Ein modernes Geschäftshaus (Villa de Cio in Bamberg) von Frank Haiger — Vom österreichischen Kunstgewerbe — Die Dänische Ausstellung in Berlin — Tierbrunnen — Wandbehänge von Laura Oberhardt — Thüringer Porzellan. — Ein schaunderreichem und so schön ausbreitendem Wärbematerial breitet sich in dem neuen Teil aus und macht es uns leicht, wiederum unseren Lesern „Die Kunst“ als nachdrücklichste zu empfehlen.

Für Ihre Frau,

für Ihre erkrankte Tochter, gibt es da wohl ein ermunterendes Beispiel als eine schöne Krankheits-? Die Manufaktur (Kunstliche Blumen und Straußlebenshandlung **Hermann Heise, Dresden, Schöffstraße 25/27**, bietet Ihnen die Garantie für Schönheit, edle Ware. Illustrierte Preisliste, auch über Hut-, Stoff- und Damenblumen bis zum elegantesten Genre, steht Ihnen auf Verlangen gern kostenlos zur Verfügung. Eine gute Straußleber hält mindestens zehn Jahre und bleibt doch stets der vornehmste Schmuck. Bitte verlangen Sie meine Preisliste noch heute, auch Ihre Frau wird sie ein gern benutzter Helfer sein.

Bilanz per 30. September 1910.

Aktiva.		M.	h.
Grundstück-Konto		186 873	89
Gebäude-Konto		291 879	03
Maschinen-Konto		204 200	09
Utenilien-Konto		71 582	26
Dampfmaschinen-Konto		9 370	11
Pferde- und Wagen-Konto		1	—
Kautions-Konto		1 147	82
Waren Konto		386 955	87
Konto-Korrent-Forderungen		286 584	79
Bankier-Guthaben		15 802	17
Kassa Konto		15 596	09
Wechsel-Konto		3 243	70
Hypotheken-Amortis.-Kto.		53 625	05
Konto für Beteiligungen		155 001	—
Patent-Konto		1	—
		1 82 125	97
Passiva.		M.	h.
Aktien-Kapital-Konto		1 350 000	—
Hypotheken-Konto		150 000	—
Reservefonds-Konto		137 454	56
Dividenden-Konto		150	—
Konto-Korrent-Schulden		23 805	26
Reingewinn		120 740	16
		1 82 125	97

Die auf 7% festgesetzte Dividende wird mit **M. 70** gegen Einreichung des Dividenden-scheines **No. 13** sofort bei der **Nationalbank für Deutschland** und Herrn **A. Hirse** in **Berlin** ausbezahlt.

Berlin, den 26. Januar 1911.

Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken

(vormals C. J. Vogel, Telegraphendrahth-Fabrik) Aktiengesellschaft.

Bei Haarsorgen

verwenden Sie

Sebalds Haartinktur



altbekanntes Haarpflegemittel gegen jeglichen Haarsausfall, genießt Weiruf infolge ihrer Wirkung. 1/2 Flasche Mk. 2,50, 1/4 Mk. 5.— zu haben in allen einschlägigen Geschäften, direkt durch

SCUTZMANN[®] Joh. Andre Sebald, Hildesheim.

Alkoholfrei!

SINALCO

Alkoholfrei!

Stammhaus: Franz Hartmann
Sinalco-Aktiengesellschaft, Detmold.

Schenken Sie

einer Dame, welcher Sie eine große Freude bereiten wollen, sei es nun die Gattin, die Schwester, die Mutter, die Braut oder eine Freundin, eine schöne Straußfeder! Der Herzenswunsch jeder Dame ist es, eine oder mehrere Straußfedern für die Hüte zu besitzen! Immer modern, immer willkommen! Kann von jeder Dame selbst auf jedem Hüte befestigt und jahrelang verwendet werden! Preise je nach Länge und Breite von 1 Mk. bis 100 Mk. Mein Spezialhaus ist das renommierteste der Branche und sende ich gegen Vereinsendung des Betrages oder per Nachnahme eine ausgesucht schöne Straußfeder in jeder Preislage. Preisliste gratis.



Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstr. 25/27.

MORPHIUMHEROIN etc. Entwöhnung
mildeste Art absolut zwang-
los. Nur 20 Gäste. Gegr. 1899.Dr. F. H. Müller's Schloss Rheinblick, Godesberg a. Rh.
Vornehm. Sanatorium für Entwöhn-
Kuren, Nervöse u. Schlaflose. Pro-
spekt frei. Zwanglos Entwöhnen v.**ALKOHOL****Münchener Kunst und Kunstgewerbe****Keramische Werkstätten
München-Herrsching**

Fabrikation: Herrsching a. Ammersee
Verkaufsstelle: München C., Maffeistr. 9
Telefon: Herrsching 39. München 4622.
Feinsteinzeug · Porzellan · Kunsttöpfereien
etc.

Gemälde
von Mitgliedern der
Künstlervereingung
Die Scholle

Eco Putz, Fritz Eiler, Adolf Mäurer, Walter Partner
ferner Werke von
— Angelo Jank, Habermann, Uhde etc. etc. in —
Brakis Moderner Kunsthandlung
München, Goethestr. 64

**Schwerhörig**

Seit einiger Zeit ist in Deutschland ein moderner elektrischer Hörapparat unter dem Namen „Aurophone“ bekannt geworden, mit dem Schwerhörige bei gewöhnlicher Konversation, Vorlesungen, musikalischen Aufführungen und Predigten etc. besser hören können ohne Anstrengung oder Verlegenheit. Das

„Aurophone“

ist so klein, dass es bequem in der Westentasche oder an der Taille zu tragen ist, und so konstruiert, dass es den verschiedenen Stadien der Schwerhörigkeit angepasst werden kann.

Das Aurophone erweist sich nicht nur in leichteren Fällen erfolgreich, sondern hat, wie die bisherigen Erfahrungen gezeigt haben, auch in höherem Grade der Schwerhörigkeit vorzügliche Dienste geleistet; ausgeschlossen sind Fälle, in denen der Gehörnerv bereits gänzlich gelähmt ist. Ich empfehle jedem Schwerhörigen, sich über diese wirklich wundervolle Erfindung zu orientieren. Auskunft, illustrierte Beschreibung und Referenzen erfolgen kostenlos.

Auf Wunsch zur Probe!

M. Roeder Aurophone-Vertrieb, Abl. B, Berlin W. 85, Kurfürstenstr. 147, I.
Telephon-Amt VI, No. 7342. — Sprechzeit 9—7 Uhr.

Die ganze Falchingsfreude kann durch eines Herlen Salatz verbessert werden, aber Gefüllungen so leicht als möglich herzustellen. Die allerprobirtesten Mittel dazu bringen wir in Folge schön bedener Mineralpolitiken, auf die hiermit als zeitgemäß nachdrücklich hingewiesen sein mag.

Aecht **Patzenhofer** Biere
überall erhältlich überall erhältlich

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14
Kapital: 5 Millionen Mark

hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte i. Berlin u. Vororten z. hypoth. Beleihung
zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, u. zwar f. d. Geldgeber völlig kostenfrei.

4-4 Uhr.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.

Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bezw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Aktien, Bohnenanteilen
und Obligationen der Metall-, Holz-, Erz- und Gellindustrie, sowie
Aktien ohne Börsennotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Freiluft-Schule Hohenlychen.

Für Kinder zarter Gesundh. (blutarm, nervöse), um sich körperlich und geistig unter günstigen hygien. Bedingungen zu entwickeln. 2 Stunden v. Berlin, an klimatisch bevorzugtem Platze. Ströng individ. Behandl. jed. Zögl. Unterricht nach dem Plan des Realgymnasiums.
Prof. Dr. Fannwitz, Charlottenburg.

Ein nie gekanntes Glücksgefühl

erwecken I. die vornehm. briefl. Charakterbeurteilungen nach der Handschrift. (Spezialist seit 29 Jahr., keine Deuterei!) Honorar siehe vorher Prospekt. 2 Die viel besproch. Bücher v. d. Jagd nach d. Glück.
P. Paul Liebe, Augsburg I, B-Fuch.

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUELSALZ
SALZ
ist das allein echte Karlsbader
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Die besten photographischen Apparate, Reiz-zögel, auch Ehren- und Ostwaren liefern gegen kleine monatliche

Teilzahlungen

Jonass & Co., Berlin SW. 108

Belle-Alliancestr. 5 — Gagr. 1922.

Jährl. Versand über 5000 Uhren

Hunderttaus. Kunden. Viele

tausend Anerkenn. Katal.

mit über 4000 Abbild.

gratis u. franko

Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.

Bahnhof: Warmbrunn - Schreibersbau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhofsstation)

Sanatorium

Erholungsheim

Hötel

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentrale der schönsten Ausflüge.

Wintersport!

Im Erholungsheim und Hötel Zimmer mit Frühstück inkl. elektrische Beleuchtung und Heizung von M. 4.— täglich an, mit voller Pension von M. 7.— an. Im Sanatorium (Physik.-Dietl. Heilverfahren) von M. 8.—.

Inseraten-
Annahme für
„Die Zukunft“
durch
Anzeigenverwaltung
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Fernspr. VI, 567
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —

PROTOSWAGEN

in der ganzen Welt bewährt.

TYPEN 1910:

Vierzylinder:

6/14 PS. 8/18 PS. 10/22 PS.

12/26 PS. 18/38 PS.

Sechszylinder:

18/38 PS. 27/56 PS.

Automobilwerk Nonnendamm

bei Berlin.

Siemens-Schuckertwerke G. m. b. H.

Bureaux an allen bedeutenden Plätzen der Welt.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereit für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren i/M

am Müritzsee.